Fanny Lewald

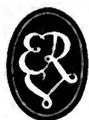
Marta Weber

Fanny Lewald

Ihr Leben und ihre Werke

von

Marta Weber



1921
Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich
und Leipzig

Motto:

Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung,
Kunst, Weisheit und Ehre! Schleiermacher

Meinem verehrten Lehrer,

Herrn Prof. Dr. E. Ermatinger,

herzlich zugeeignet

Inhalt

I. Leben

> Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde.
>
> Schleiermacher

Am 24. März des Jahres 1811 wurde Fanny Lewald im Hause des jüdischen Kaufmannes Markus in Königsberg als erstes Kind geboren.

Was wir über ihre früheste Jugend wissen, verdanken wir der Selbstbiographie, in der Fanny Lewald mit besonders liebevollem Gedenken ihre Kinderjahre gezeichnet hat. Aus ihrem klaren und sicheren Gedächtnisse treten die frühesten Eindrücke noch plastisch hervor. Damals herrschte noch Wohlstand im Vaterhause in der Brodbänkengasse, und aus der reichen Geselligkeit, die darin gepflogen wurde, nahm die Kinderphantasie die ersten Menschenbilder auf und fand Arbeit in Fülle. Vor allem beschäftigten das Kind die jüdischen Feste und die Vorbereitungen dazu in den Nachbarhäusern. Im Vaterhause selbst wurde alles jüdische Wesen seltsam unterdrückt und geheimgehalten. Fannys Vater entstammte einer unterrichteten und aufgeklärten Familie, die völlig unabhängig vom jüdischen Ritualgesetz lebte, so daß es den Kindern kaum je zum Bewußtsein kam, daß sie andern Glaubens waren, als ihre Mitmenschen. Nur die Mutter erzählte ihnen oft von dem strengen jüdischen Geist in ihrer Familie, und die Bilder der Großeltern waren eng verknüpft mit jüdischen Feiertagen und Gebräuchen, die dem Kinde unheimlich und mystisch, anziehend und widerwärtig zugleich erschienen. Das jüdische Weihnachtsfest im Hause gegenüber nennt Fanny die Girandola ihrer Kindheit. Ihre Jugendjahre engte nicht ein Ghetto ein, unter dem ein Börne zeitlebens litt; in Königsberg waren die Juden im allgemeinen nicht so sehr mißachtet: nur war das Niederlassungsrecht in Preußen für sie sehr beschränkt,

und Fannys Eltern mußten deshalb jahrelang auf die Erlaubnis zur Eheschließung warten, so daß auch in der Mutter eine innere Abneigung gegen den Glauben der Väter erwuchs. Es drückte einen Stachel in die Kindesseele, wie die Kunde von den Judenverfolgungen in Süddeutschland nach Ostpreußen drang, wie Fanny sich gemieden fühlte von den Christenkindern und die Neckereien jenes Alters, das kein Mitleid kennt, erfahren mußte.

Träumereien und schreckhafte Einbildungen erwuchsen der kindlichen Phantasie, die dann, nachdem sie sich mit unheimlichen Dingen, wie Prophezeiungen des nahenden Weltuntergangs, Nachrichten von Krieg und Pest usw., genugsam beschäftigt, mit Schulbeginn Märchenfreude und Lust am Abenteuerlichen weckte. Zu den Kinderjahren bildete das harmonische Leben der Eltern einen hellen Hintergrund. „Wir lebten in einer Atmosphäre der Liebe und der Eintracht. Mit dieser aber gingen ein strenger
L. G. I 156 Ernst und eine feste Beharrlichkeit Hand in Hand."

Eine erste Unterbrechung dieser sorglosen Zeit brachte eine Erkrankung Fannys und die damit verbundene wochenlange Trennung von Eltern und Geschwistern. Bald darauf kehrten Schmerz und Sorge dauernd ein. Ein Brüderchen starb, acht Tage darauf ein zweites, neugeborenes, wenig später ein Bruder des Vaters, und lange lag die Mutter auf den Tod krank. Des Vaters Vermögensverhältnisse hatten schon lange geschwankt, doch war das Heim immer noch wohlhabend und behaglich geblieben. Große Verluste aber waren nun durch einen Brand der Lagerhäuser dazugekommen, und der drohende Bankerott ließ sich nicht länger verheimlichen. Das teure Quartier in der Stadt mußte vertauscht werden mit einem billigen, aber hellen und luftigen in der Vorstadt, das die Kinder zwar lange nicht zu trösten vermochte über die zurückgelassenen Erinnerungen. Wenige Jahre später zog die Familie auch wieder in die Stadt, in die Kneiphöfische Langgasse, in der sie bis zu ihrer Auflösung wohnte.

Die Geselligkeit wurde nun vertauscht mit einfacher Häuslichkeit. Aber unterdessen öffnen sich die Augen des Kindes der Natur und dem Leben. Es erkennt den ruhigen, geschlossenen Charakter des Vaters, den geduldig stillen der Mutter, deren Fleiß und Selbsthintansetzung bei den beschränkten Verhältnissen und der großen Kinderschar — Fanny hatte noch drei Schwestern und drei Brüder — rührend waren. Sie brachte es fertig, trotz der verschlimmerten Lebensverhältnisse die alte formvolle Lebensweise aufrechtzuerhalten, wenn auch in bescheideneren Grenzen, und schränkte auch ihre Mildtätigkeit nach außen nicht ein.

Innere Zweifel und Kämpfe bleiben nicht aus. Das vierzehnjährige Mädchen wird beständig hin- und hergeworfen zwischen der strengen Disziplin des Vaters und dem Mitleid der Mutter, die das Kind erleichtern möchte. Aber der vom Vater festgesetzte Stundenplan — Fanny genoß auch nach den Schuljahren noch reichlich Privatunterricht — muß strikte durchgeführt werden, denn des Vaters Wort ist unantastbare Autorität in dem streng patriarchalischen Hause. Er ist es auch, der Fanny fünfundzwanzig Jahre lang mit Musikstunden quält, entgegen ihrer besseren Einsicht, daß sie unmusikalisch sei. Sie kam später wiederholt, nicht ohne Bitterkeit, auf diesen wunden Punkt in des Vaters Erziehungsmethode zurück. Schmerzlich empfand Fanny daneben, daß sie in der Mutter bei aller Liebe eine gewisse Eifersucht auf die Intelligenz und die geistige Entwicklung ihrer Tochter — sie selbst hatte nur die elementarste Bildung genossen — zu sehen glaubte. Fanny Lewald hat diesen Zug in ihrem Roman Wandlungen an Brand und seinem Sohne dargestellt.

Auch der Mangel bestimmter Zugehörigkeit zu einer Religion macht sich fühlbar in dem Mädchen, und wenn auch die praktische und rationalistische Auffassung des Vaters sich mit ihrem eigenen Wesen gut zusammenfindet, empfindet sie doch zu-

weilen eine gewisse Leere. Selten wurde im Vaterhause von reli-
giösen Dingen gesprochen, und des Vaters diesseitige Weltan-
schauung drückte sich in seinen Worten aus: „In seinen Taten
hat der Mensch seine geistige, in seinen Kindern seine irdische Un-
sterblichkeit.“ Daß Fanny dennoch nicht litt unter dieser leeren
Stelle in ihrem Gemüte, von der sie hoffte, daß das Christentum
sie später ausfüllen sollte, dafür sorgte ihre schon damals hervor-
tretende verstandesmäßige Art, verbunden mit des Vaters stren-
ger Erziehung, die auf weibliche Eigenart und gar auf weib-
liche Schwächen keine Rücksicht nahm. Aus dieser Zeit schon da-
tiert Fannys entschiedene Abneigung gegen die sogenannte
schwache Weiblichkeit, und sie findet in ihren Lebenserinnerun-
gen den kindlichen Ausdruck dafür: „Ich beneidete es allen Kna-
ben, daß sie Knaben waren und studieren konnten, und ich hatte
I 162 eine Art von Geringschätzung gegen die Frauen.“ Aber wesent-
lich reifer und geklärter klingt, was sie im späteren Entwick-
lungsstadium ausspricht: „Ich wollte einmal, das nahm ich mir
fest vor, bei den Männern weder durch meine Schwäche Mitleid
erregen, noch über sie durch Schwäche herrschen; und statt des
Verlangens meiner Kindheit, soviel zu lernen, wie die Knaben,
ward nun das Streben in mir wach, in meinem Kreise so tüch-
tig zu werden, wie die Männer in dem ihren, und nicht ihren
Schutz und ihre Galanterie, sondern ihre Anerkennung und ihre
I[2] 92 Achtung zu gewinnen.“

Lebhaften Anklang fanden solche Gedanken beim Vater, oder
gingen wohl eher, Fanny zunächst unbewußt, von ihm aus. Denn
er hatte sie zuerst auf das Wort der Iphigenie hingewiesen: Der
Frauen Schicksal ist beklagenswert, und er pflegte zu sagen, die
Juden wüßten wohl, warum sie ihrem Gotte täglich dafür dank-
ten, als Männer geboren zu sein.

Wie tief alle Worte des Vaters in Fanny Wurzel faßten,
und wie sie zeitlebens ehrfürchtig sie in ihrem Herzen bewahrte,
zeigt ihre besondere Anhänglichkeit an den Vater. Die Mutter

stand ihr fühlbar ferner. Der Vater war ihr einziger Erzieher gewesen. Er hatte bei aller Strenge ein tiefes Verständnis für der Kinder innerstes Leben und verstand es, mit ihnen auch jung zu sein. Die Kinder müssen sehen, hören und gehorchen lernen, war sein Grundsatz. So denkt Fanny seiner stets nur als des geborenen Pädagogen und vergißt, daß sie unter seiner starren Konsequenz oft gelitten. Züge des Vaters hat sie in manche ihrer Dichtungen hineingetragen, eine plastische Wiedergabe des Wesens der Mutter fehlt durchaus.

In Fannys sechzehntem Jahre schon begann ein Kandidat der Theologie, ein ernster Charakter, sich um sie zu bewerben. Leopold Bocks Einfluß ging so weit, daß Fanny von ihm in die Lehren des Christentums eingeweiht und zur Taufe vorbereitet wurde, nachdem der Vater kurz zuvor zwei ihrer Brüder hatte taufen lassen, ohne Fanny mit einschließen zu wollen. Wie wenig sie aber von der Notwendigkeit ihres Vorhabens innerlich überzeugt war, zeigte ihr erst so recht die Ratlosigkeit, in die sie bei Abfassung ihres Glaubensbekenntnisses geriet. „Es wurde denn auch", bekennt sie selbst, „ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus." Die Taufe fand im Jahre 1828 statt; sie zu verhindern hatte Fanny nicht den Mut, und es war gut, daß diese innern Unklarheiten und Kämpfe durch wichtige politische Ereignisse in den Hintergrund gedrängt wurden. In jener Zeit bildete sich in Fanny Lewald die Teilnahme an den öffentlichen Dingen überhaupt aus. Der Ausbruch der polnischen Aufstände, das erschreckende Vorschreiten der Cholera brachten so ungeheure Aufregungen in Fannys Umgebung, daß der Tod Leopolds keine wesentliche Aenderung brachte. Fanny schien sich erst später zu erinnern, oder vielleicht einzureden, daß sie den Kandidaten geliebt. Der Drang der Jugend machte sich in Fanny nach den schweren Ereignissen um so ungestümer geltend, sie tanzte und lachte gern, ja sie war so ausgelassen lustig, daß ein polnischer Offizier ihr einmal sagte: „Man muß, mit

einem ernsten Charakter wie der Ihre, sehr unglücklich sein, um sich in einer solchen Heiterkeit zu gefallen." So mag sie, auf etwas Nichtempfundenes dadurch aufmerksam gemacht, die Tiefe ihrer Neigung und den Schmerz über ihren Verlust selbst überschätzt haben.

In dieser Zeit entschloß sich der Vater, den jüdischen Namen Markus mit dem Namen Lewald zu vertauschen, den seine Brüder schon früher angenommen hatten, und der vermutlich von einem Großonkel frei erfunden worden war. Die Mutter und die Brüder waren nicht angenehm berührt von dieser Aenderung, Fanny aber begrüßte sie als Verleihung eines positiven Kennzeichens.

1832 wurde sie, die bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre nicht über fünf Meilen von der Vaterstadt entfernt gewesen, auf eine erste größere Reise an den Rhein mitgenommen. Sie sah Leipzig, Weimar, Frankfurt, Goethes und Bôrnes Geburtsstätten, tat einen Blick in das Ghetto und empfing einen tiefen Eindruck von der entsetzlichen Verkommenheit des Volksstammes in der Judengasse, dem sie nun glücklich entronnen war. Sie machte flüchtig die Bekanntschaft der Rahel Lewin und ihres Bruders und sah Börne in Baden-Baden. Sie blieb dann bei den dort weilenden Breslauer Verwandten, bei Simons, zurück, nachdem der Vater bereits nach Königsberg gereist war. Nach Beendigung der Kur ging Fanny mit den Simons nach Breslau. Das Leben im Hause zu den drei Mohren in Breslau sagte Fanny sehr zu, denn es stach in seiner Sorgenfreiheit und sichern Wohlhabenheit stark ab gegen die immerhin beschränkten Verhältnisse des Vaterhauses. Durch die Freiheit des Verkehrs mit gebildeten Männern, wie er ihr in Königsberg noch nie zuteil geworden war, fühlte sich Fanny angeregt und zusehends bereichert an literarischen Kenntnissen. Es war allerdings eine wenig gründliche Art, wie Fanny das geistige Leben zuerst mitlebte; sie gefiel sich in Zitaten und Redensarten über

im Grunde unverstandene Dinge, kurz, es war die Salonkonversation, die ihr vor allem imponierte. Mehr Bereicherung gab ihr aber die Liebe, mit der sie in der Familie empfangen wurde, und das Verständnis, das sie hier für ihr Wesen fand; denn zu Hause wagte sie sich bei aller Liebe weder gegen den strengen Vater, noch gegen die Mutter über ihre innersten Bedürfnisse auszusprechen. Mehr als alles wirkte aber auf die Entfaltung ihrer Persönlichkeit eine tiefe unerwiderte Liebe zu ihrem Vetter Heinrich Simon, dem späteren namhaften Politiker, der aber damals unglücklich war, mit sich selbst uneins und bedrückt von der Erinnerung an einen von ihm im Duell getöteten Menschen. Das Scheiden von Breslau fiel Fanny darum ungeheuer schwer; weil sie aber glaubte, nur Heinrichs Zerfallenheit mit sich selbst sei der Grund seines Schweigens, hielten Warten und Hoffen sie noch monatelang hin. Viele Jahre später hat sie sich über diesen Irrtum gegenüber Alwin, ihrem ältesten Stiefsohne, ausgesprochen: „Mein Cousin Heinrich hat für mich nie etwas anderes gefühlt, als herzliche verwandtschaftliche Zuneigung, Interesse an meiner geistigen Entwicklung, und hat mir diese, weil Verwandtschaft die Vertraulichkeit berechtigt, wärmer ausgedrückt, als ein Fremder es getan hätte. Ich aber habe das mißverstanden, habe ihn leidenschaftlich geliebt, was er zuerst wohl kaum gewußt, habe sieben Jahre der schwersten Leiden durchlebt und mich nur deshalb nicht verheiratet, bis ich zwölf, dreizehn Jahre später, als alles lange hinter mir lag, deinen Vater kennenlernte." 13. VII; 1858

Lange wirkten die Tage im Simonschen Hause in Fanny nach und noch in einem Brief an Stahr vom Oktober 1848 erinnert sie sich ihrer dankbar. „Seit dem ersten Breslauer Aufenthalte, der mir eine neue Lebenssphäre erschloß, habe ich geistig nie mehr m i t, sondern n e b e n den Meinen gelebt. In allen Simons ist ein poetisches Element und darum fand ich dort in einer höheren Atmosphäre eine Heimat." Allmählich fügte sie

sich doch wieder ein in den bescheidenern Lebenskreis des Vaterhauses, half wie früher mit in dem peinlichst geregelten Hauswesen, genoß auch, da sie Gesellschaft und Putz sehr liebte, die gelegentlichen Zerstreuungen durch Tanz und heiteres Gespräch aus voller Seele, und all das wurde den Töchtern nun in reicherm Maße geboten, als früher, da des Vaters Lage sich zusehends verbesserte. Dennoch empfand Fanny das Bedürfnis nach einem ausgedehntern Wirkungskreis, als sie ihn zu Hause besaß, wo sie niemandem eigentlich unentbehrlich schien. Und nachdem sie eine Heirat gegen den ausdrücklichen Wunsch der Eltern ausgeschlagen und Mißstimmung dadurch erregt hatte, erwuchsen mit der Bitterkeit und dem lastenden Gefühl des Ueberflüssigseins in ihr die später oft gestalteten Gedanken über die Stellung und Erziehung der Mädchen aus den bessern Ständen, formten sich bestimmtere Emanzipationsideen bei ihr, bildeten sich aus eignem Erleben heraus ihre Ansichten über die wahre Ehe; schon jetzt erkannte sie, woran die Stellung der Frau krankte, noch aber war sie nicht imstande, das Messer anzusetzen, sondern litt schwer unter den bestehenden Verhältnissen. Sie fühlte sich einsam und wie ausgestoßen aus der Familie. Dazu begann die Mutter in langer Krankheit unrettbar dahinzusiechen. Die plötzlich hereinbrechende Nachricht endlich, daß Heinrich Simon, zu dem sich ihre Liebe seit ihrer Heimkehr ständig noch gesteigert hatte, eine andere liebe, fiel vernichtend auf sie und machte ihr das Leben fast unerträglich. Sie versuchte, diesem ein Ende zu machen, indem sie sich durch Erkältung eine Lungenentzündung zuzuziehen dachte; sie kam indessen mit einem harmlosen Schnupfen davon und schickte sich auch allmählich wieder ins Leben. Ein längerer Aufenthalt in Berlin, im Hause ihres Onkels Bloch, sollte ihr Zerstreuung und etwas vollständig Neues bieten. In dem schöngeistigen Hause dieses Onkels hatte sich durch den Anteil des Ehepaares an politischen und literarischen Vorgängen die alte Art der Berliner Geselligkeit noch er-

halten, die infolge der Reaktion bis auf wenige Ausläufer erloschen war. Fanny fühlte sich dennoch unbefriedigt und empfand diesen Berliner Aufenthalt als völlig zwecklos. Goethes Wort kam ihr nicht aus dem Sinne: „Und wenn das Dort nun Hier wird, ist alles nach wie vor, und das Herz sehnt sich nach entschwundener Labsal."

Aus dem Schwanken über ihre nächste Zukunft und der Ungewißheit ihrer Neigungen wurde sie durch den Vater zurückberufen. Den Eindrücken, die sie in Berlin beim Miterleben des Todes Friedrich Wilhelms III. empfangen, folgten diejenigen der prunkvollen Huldigungsfeierlichkeiten für Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg. Auch sie teilte die Hoffnungen, die durch die enthusiastisch-pathetische Rede des neuen Königs in den gespannten Gemütern geweckt wurden. Ein Vetter der Familie, August Lewald, der Redaktor der Zeitschrift „Europa", hatte schon seit Jahren aus Fannys Briefen Schilderungen zum Teil abgedruckt, ohne ihr Vorwissen, und er ersuchte sie nun um eine recht genaue Schilderung der Huldigungsfeierlichkeiten. Damit tat sich dem unbefriedigten, ungenügend beschäftigten Mädchen plötzlich eine ungeahnte Weite auf. Denn August Lewald lobte Stil und Beschreibung sehr, sprach ihr ein entschiedenes Darstellungstalent zu und nannte sie eine dichterische Natur, die ihre Begabung nützen müsse und ein Feld nicht brachliegen lassen dürfe, von dem sie in Zukunft gute Früchte ernten könne. „Es war mir ein Blick aus der Wüste ins gelobte Land," schreibt Fanny Lewald in ihren Erinnerungen, „es war eine Aussicht auf Befreiung, es war die Verwirklichung eines Gedankens, die Erfüllung eines Wunsches, die einzugestehen ich mir nicht getraut hatte."

Fanny Lewald hat dieses politische Ereignis auch in ihrer Lebensgeschichte mit äußerster Breite wiedergegeben, und es außerdem in einer Novelle verwendet, wohl aus Dankbarkeit

dafür, daß es ihr den Anlaß geboten zur völligen Wendung ihres Lebens.

Ueberaus beglückt von der befreienden Aussicht, machte sie sich nun gleich ans Schreiben, und in rascher Folge entstanden zwei kleinere Sachen, das „Moderne Märchen" und die Erzählung „Der Stellvertreter", die in der „Europa" anonym erschienen. Sie fand damit allerdings zu Hause, wo sie ihre Erstlinge vorgelesen, keinen Beifall, vor allem beim Vater, der auf August Lewalds Lobsprüche und Aufmunterungen hin skeptisch die gesunde Meinung äußerte, ein richtiges Talent sollte sich selbst erkennen, ohne des äußeren Anstoßes zu bedürfen. Zwar berührten diese Ablehnungen Fanny bitter und schmerzlich, aber sie wurden ihr anderseits ein Ansporn zu ehrlichem und — das ging ihr zu ihrem Schaden durch ihre ganze Schriftstellerlaufbahn nur allzu fühlbar nach — verstandesmäßigem Schaffen. Und ein anderer Hauptzug ihrer Werke, die Neigung zur Tendenz, tritt hier schon zutage, wenn sie in ihrer Lebensgeschichte folgendermaßen ihr dichterisches Credo aus jener Zeit gibt: „Es war kein unbewußtes Hineindämmern in die Zaubergärten der Poesie. Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes und von der Gewalt des Wortes auf das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahrheit über alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, nahm ich mir vor, ihr in keiner Zeile und in keinem Worte jemals abtrünnig zu werden, und wie groß oder wie gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienste desjenigen zu verwenden, was mir Schönheit, Frei-
L. G. II² 275 heit und Wahrheit hieß."

Den kleinen, unbedeutenden Sachen folgten nun in der ersten eifrigen Schaffenszeit die beiden Romane, die, wenngleich zuerst anonym in der „Europa" erschienen, ihren Namen begründeten. „Clementine" ist die Geschichte einer Frau, die in einer aus Vernunftgründen mit einem viel älteren Manne geschlosse-

nen Ehe trotz des Erwachens einer früheren Leidenschaft sich zur Entsagung durchringt und ihrem Manne die Treue bewahrt. Neben dem Gedanken, daß die Ehe heilig gelten soll gegenüber jeder andern Leidenschaft, findet sich aber hier schon die Tendenz ausgesprochen, die diese Geltung bereits im stillen verneint, die Tendenz gegen die Verstandesheirat. Fanny Lewald zeigt sich also noch nicht in der Klarheit und Ausschließlichkeit, die wir später speziell in dieser Frage an ihr kennen. 1841 war „Clementine" entstanden, 1842 schrieb Fanny Lewald ihre „Jenny", in der die Tendenz, hier geht sie auf Besserung der Lage der Juden, ebenso deutlich hervortritt. Der Anstoß zu diesem Roman erfolgte wohl eher von außen her durch Kenntnis von der Verachtung, die den Juden in andern Teilen Deutschlands zuteil wurde, als durch eigenes Erlebnis. Dennoch zeigt die Heldin Züge der jungen Fanny Lewald in ihrem Verhältnis zur Bekehrung und in der Vernunftherrschaft, die auch sie vom Glauben ferngehalten. Beide Romane erschienen 1843 bei Brockhaus anonym.

Mit leidenschaftlichem Glück erfüllte Fanny das Arbeiten, zumal an dem ersteren Roman, der in seinem Helden das Bild Heinrich Simons festhalten sollte. Es war eine reine Freude am Gestalten und am Aussprechen der Gedanken, die schon lange nach Aeußerung verlangt hatten. Und diese Glaubensbekenntnisse, naiv und ehrlich hingeworfen, getragen von der Hoffnung, zu wirken und zu bessern, sind es, was uns an diesen Arbeiten als zu offene Tendenz aufdringlich fühlbar wird, ihr aber Notwendigkeit und Befreiung war. „Es war mir, als hätte ich eine Tat getan, einen Freiheitskampf bestanden, einen unentreißbaren Sieg erfochten, wenn ich solche Worte auf dem Papier hatte." „Ich dachte Tag und Nacht nur an meine Arbeit, meine L. G. III 21
ganze Seele war entflammt, ich vergaß die Zeit, es raubte mir den Schlaf."

In diese beglückende Schaffenszeit fiel nur ein Schatten, die

Krankheit der Mutter. Noch konnte Fanny ihr das erste Viertel des Romans „Jenny" vorlesen, dessen Tendenz der Mutter nach ihren Erfahrungen näher lag, als die leidenschaftlichen Ausbrüche in der „Clementine". Fanny stand noch mitten in dem Strom der Arbeitsfreude, als die Krankheit der Mutter unerwartet vorschritt und am 6. Dezember 1842 zu ihrem Tode führte. Das Fehlen der Mutter brachte zwar im Hause mancherlei äußere Umgestaltungen, aber der Arbeit Fannys tat es nicht stark Abbruch. Das Verhältnis zur Mutter war mit dem Reifen von Fannys Charakter nicht inniger geworden, und die Tochter hatte wenig Verständnis für die stille, gute und tüchtige, vom Vater überaus geliebte und geschätzte Frau.

Schon im folgenden Frühjahr nahm Fanny den angefangenen Roman wieder vor, und ehe er beendet, fand sich auch dafür ein Verleger. Brockhaus hatte sie durch August Lewald um einen Beitrag für das Taschenbuch „Urania" auf das Jahr 1843 ersuchen lassen, und da sie keine Novelle hatte, ihren Roman in Druck genommen. Fannys Gesundheit aber wurde wankend infolge dieses Arbeitens auch in den unruhvollsten Zeiten. Eine Aenderung in ihrer Lebensführung und die Beratung eines Arztes zeigte sich als unerläßlich. So entschloß sie sich denn, mit dem Honorar für ihre „Clementine" einen neuen Aufenthalt in Berlin zu machen, und reiste am 14. Juli nach der Hauptstadt. Der Ausspruch des Arztes, der ihr fürs erste unbedingte geistige Ruhe auferlegte, dämpfte ein wenig das lebensvolle, befreite Gefühl. Aus der Unschlüssigkeit darüber, was sie denn nun in Berlin ohne ihre Arbeit mit sich anfangen solle, erlöste sie ihre Breslauer Cousine, die sie wieder in den Kreis lud, wo sie so viel Liebes erfahren, aber auch durch ihre unerwiderte Neigung den Grund zu jahrelangem Leiden gelegt hatte. Da Heinrich sich auf einer Schweizerreise befand, nahm Fanny die Einladung gerne an. Und neben dem regen geistigen Leben im Simonschen Hause fand sie dort, was sie mehr und mehr zu Hause vermißte,

Verständnis für ihr Arbeiten. Der Aufenthalt in Breslau brachte ihr auch unverhofft Befreiung von der Leidenschaft, die heimlich immer noch fortgeglüht hatte, und ein geläutertes, neues geistiges Verhältnis zu Heinrich Simon blühte auf. Ein Wort von ihm — er hatte es in einer Schrift über die Verhältnisse der Juden in Preußen geäußert — sollte nun auch das Motto bilden zu dem Roman „Jenny": „Ein Stamm, aus dem der Erlöser, die Madonna, die Apostel hervorgegangen, der nach tausendjähriger Verfolgung dem Glauben und den Sitten seiner Väter treu geblieben, nach tausendjährigem Drucke noch hervorragende Größen für Wissenschaft und Kunst erzeugt, muß jedem andern ebenbürtig sein." Es zeigt sich auch hierin, daß Fannys Judenverteidigung weniger aus eigener Ueberzeugung erwuchs, als vielmehr eine Folge der Umgebung war und des Einflusses derjenigen Menschen, die ihr am meisten bedeuteten. Dem pathetischen Ausspruch ihres Vetters hat Fanny Lewald denn auch in Berlin, wohin sie vor Heinrichs Rückkehr wieder ging, getreulich nachgelebt. Der Gesellschaftskreis, in dem sie sich dort bewegte, war zum größern Teil jüdisch. Die Gelegenheit ergab sich denn auch für sie, sich in den Memoiren jener Zeit in breiten Betrachtungen über die Juden und ihre damalige Stellung im Staate zu ergehen. Sie machte die Bekanntschaft der Henriette Hertz und der Sarah Levy und widmete beiden eingehende und liebevolle Charakterzeichnung. Auch die Erinnerung an Rahel Lewin, die ihr geistiges Vorbild und Halt war, und deren Briefe ihr Offenbarung und Erlösung bedeuteten, taucht wiederholt auf. Aber es erweckt den Eindruck der jüdischen Koterie, wenn Fanny Lewald sich immer nur auf diejenigen angesehenen Köpfe der Zeit beruft, die, wie die genannten Frauen, wie Mendelssohn, Veit, Friedländer, zugleich Israeliten waren.

Auf allseitiges Drängen gab Fanny nun, obwohl ihre Schwestern aus einem unklaren Gefühl heraus sich dagegen sträub-

ten, die Anonymität auf, die fast nur noch Form war, und ließ den neuen Roman „Eine Lebensfrage", der ihr auf der Seele lag, unter ihrem vollen Namen erscheinen. Jahre vorher hatte Fanny Lewald die Anregung zu diesem neuen Roman empfangen, als sie in den Hallischen Jahrbüchern einen Ausspruch über ein beabsichtigtes preußisches Ehescheidungsgesetz gelesen: „Es gibt Fälle, in denen die Trennung einer Ehe eine hohe sittliche Tat sein kann." Sie legte diesen Gedanken dem Roman zugrunde. Die seltsame Konsequenz, die das eigene Schicksal zu ihrer Dichtung zog, ist ihr später selbst aufgefallen. „Als ich
III[2] 148 im Jahre 1844", schreibt sie in der Lebensgeschichte, „in der friedlichen Stille meiner kleinen Stube mit Seelenruhe und Behagen an meinem Roman arbeitete, war ich weit davon entfernt, zu ahnen, daß ich Verhältnisse erfand, Schmerzen und Leiden darstellte, welche ich in weit höherem Maße zu durchleben haben sollte; daß ich die Freiheit der Selbstbestimmung vertrat, die ich einst für mich in Anspruch zu nehmen genötigt sein sollte, ja, daß es mir beschieden sein sollte, mich schon ein Jahr nach dem Erscheinen des Romanes als Mitleidende in den Seelenkämpfen zu befinden, welche durch die Trennung einer nicht mehr glücklichen, und darum nicht mehr aufrechtzuerhaltenden Ehe veranlaßt wurden, durch deren Scheidung sich mein jetziges Dasein mit seinem Frieden und mit seinen Freuden aufgebaut hat."

In das Jahr 1844, mitten in die Beschäftigung mit der „Lebensfrage", fällt der Auftrag des Verlegers Reimarus, der sich vorher vergeblich an Tieck gewandt hatte, für den genealogischen Berliner Kalender auf das Jahr 1845 eine Novelle zu schreiben. Fanny Lewald hält sich an Goethes Wort: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie", und schreibt die Novelle „Der dritte Stand". Auch manche andere kleine Arbeiten entstanden so nebenbei, viele von der Gelegenheit eingegebene, poetisch wertlose Sachen, wie: Briefe über

Mädchenerziehung, über die Lage der weiblichen Dienstboten, in der „Richterschen Zeitung" in Königsberg 1843 anonym erschienen, eine Lebensskizze des Ministers von Schön, gedruckt im Volksboten von 1844, Berliner Briefe und eine Skizze: Gräfin Marie, in der „Europa" 1844, eine kleine Novelle „Der Kunstteufel", in den „Grenzboten" 1844. So war es kein Wunder, daß die Novelle „Der dritte Stand" etwas Unharmonisches, Zerrissenes, Lückenhaftes aufwies und umgeschrieben werden mußte, zumal da ihre Vollendung infolge einer Einladung nach Breslau, der Furcht vor dem Wiedersehen mit Heinrich und der Ankündigung des Besuches ihres Vaters, überhastet worden war. Mit der endgültigen Fassung war dann aber Fanny, wie meist, nicht unzufrieden, da ihre künstlerischen Anforderungen nicht hoch waren: „Es kam denn eine Art von Bild zustande, das freilich lange nicht dem Vorwurf entsprach, welchen ich im Sinne getragen, *das sich aber doch lesen ließ* und den engen Rahmen, für den es bestimmt war, nicht eben unschicklich ausfüllte." III¹ 234

Die folgenden Jahre des Wanderlebens nehmen ihren Anfang mit der Badereise nach Böhmen, wohin Fanny ihre Breslauer Tante begleitet, belebt und freudig erregt, erwartungsvoll und voller Pläne für die Zukunft. Hier schon, nach Fanny Lewalds Zeugnis, soll der erste Plan zu dem erst zehn Jahre später geschriebenen Roman „Wandlungen" in ihr aufgetaucht sein. Reich an Eindrücken kehrte sie, voller Sehnsucht nach dem Vater, im Herbst des Jahres 1843 nach Königsberg zurück, wo sie über der Vollendung der Lebensfrage eine gute, stille und arbeitsfrohe Zeit verlebte. Hier las sie sich zuerst ein in die Romane der damals vielgelesenen Gräfin Ida Hahn-Hahn, erst geblendet von deren Stil und Reflexionen, dann mit wachsendem Mißtrauen, und schließlich voller Empörung „gegen die innere Unsittlichkeit der Romane, die den nackten Egoismus auf den Altar der Liebe setzen und den Frauen Selbstvergötterung

und Selbstsucht predigen". Daneben stößt sie die Art, in der die Gräfin Hahn-Hahn die deutsche Sprache verballhornt und mit Fremdwörtern spickt, aufs äußerste ab, und sie kommt zu einer scharfen Kritik derselben, die aber nie gedruckt ward.

Auf die Dauer fühlte sie sich im Vaterhause doch nicht mehr so wohl wie früher, der Kreis hatte sich, nach ihrem Empfinden, noch mehr verengt, während ihr eigener Horizont sich ausgedehnt hatte, die Abhängigkeit vom Vater mußte auf der Dreiunddreißigjährigen lasten und ihr Schaffen beengen. Eine Reise erschien ihr für ihre Entwicklung notwendig. Sie schwankte noch zwischen Italien und Frankreich, und um eine Begleiterin zu finden, begab sie sich im Februar 1844 erst noch nach Berlin, wo sie sich eine eigene Häuslichkeit gründete und ihre Unabhängigkeit voll genoß. Sie gewann viele Freunde in dieser Zeit, Theodor Mundt, Luise Mühlbach, Theodor Mügge, Therese v. Bacheracht, die bis zu ihrem Tode Fanny Lewalds einzige nahe Freundin blieb. Neben der ausgedehnten Geselligkeit arbeitete sie an einer neuen Novelle „Ein armes Mädchen", für die Zeitschrift „Urania", lernte Italienisch, da sie sich nunmehr für Italien entschlossen hatte, und fand schließlich auch die gewünschte Reisebegleiterin in einer ältern unverheirateten Frau. Mitte Juni trat sie die Reise an, halb froh, halb elegisch gestimmt, da sie, das dreiunddreißigjährige Mädchen, sich bewußt sein mußte, daß sie nicht nur um des Sehens willen reiste, sondern vielmehr um zu lernen, sich im Leben ein für allemal selbst zu genügen.

Auf der Durchreise lernte sie in Stuttgart Franz Dingelstedt flüchtig kennen, sah in Baden-Baden zum erstenmal ihren Vetter August Lewald, mit dem sie so lange schon schriftlich verkehrt und der sie ihrem Berufe zugeführt hatte. Den nächsten Aufenthalt machte sie erst wieder im Berner Oberland, wo sie in Interlaken mit Therese v. Bacheracht zusammentraf und beider Freundschaft sich befestigte. Vierzehn Tage später fand sie

sich am Genfersee, wo sie ihre Zeit fast ausschließlich der Lektüre Rousseaus widmete und daneben aus den Anregungen, die sie hier und schon in Interlaken empfangen hatte, einen Roman „Liebesbriefe eines Gefangenen“ begann, der aber erst 1849 beendet wurde. Viel Neues bot ihr die Reise über die Alpen, bis sie endlich das ersehnte Land aufnahm in seinen Zauberring, der sie, wie wenige, für ihr ganzes Leben bannte. Ein großes Glücksempfinden kommt über sie, gleich in der ersten Zeit des Aufenthaltes in Rom, das überwältigend auf sie einstürmt. „Ich fühlte mich förmlich wachsen,“ so schildert sie im „Buch Adolf“, der nur teilweise gedruckten Fortsetzung ihrer Lebensgeschichte, den ersten Eindruck, den sie von Rom empfangen. „Ich empfand es, wie ich in jener Stunde Neues, Schönes in mich aufnahm, wie es mir zu eigen ward, wie meine Seele sich aufschloß, sich erweiterte und befreite.“ Ein unendlich hoffnungsvoller Ausblick wurde ihr damit nach dem kaum überwundenen Leid der unerwiderten Liebe. „Ich war frei! Ich war in Italien!“

Ueberdies fand sich für Fanny hier ein angenehmer engerer Freundeskreis, aus dem Maler Louis Gurlitt, der Malerin Elisabeth Baumann, Hermann Hettner und dem Kunstkritiker Adolf Stahr bestehend, nachdem sie sich durch eine Menge von Königsberger Bekannten eher bedrückt gefühlt und auch von Ottilie v. Goethe und Adele Schopenhauer, an die sie Empfehlungen besaß, keinen durchaus sympathischen Eindruck empfangen hatte.

Fanny Lewald gab sich mit voller Seele den Genüssen dieser zweiten Jugend hin. „Zu leben, mit heißer Lebenslust am Tage den Tag zu leben, das war das einzige, was mir am Herzen lag. Ich hatte mich für lange traurige, herzenseinsame Jahre zu entschädigen.“ Besonders warme Freundschaft hielt sie mit dem Maler Louis Gurlitt, der dann später ihre jüngere Schwester Else heiratete. Auch ihr lag in der ersten Zeit der Gedanke einer

Ehe mit ihm nicht allzufern. Interessant aber ist es, wie gleichgültig sie erst dem Manne gegenüberstand, der ihr großes Erleben werden und dem bis an ihr Lebensende ihr ganzes Wesen zu eigen und jede Faser ihres Geistes und Herzens verbunden sein sollte.

Adolf Stahr, der oldenburgische Gymnasiallehrer und nachmalige Kritiker und Kunsthistoriker, weilte zur Erholung von einem Halsübel, das er sich in seinem Berufe zugezogen, auf Urlaub in Rom. Er hatte in Prenzlau, wo er am 22. Oktober 1805 als Predigerssohn geboren wurde, seine erste Jugend verlebt und das Gymnasium absolviert. Nachdem er in Halle seine klassisch-philologischen Studien beendet, betätigte er sich als Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher, heiratete im Jahre 1833 Marie Kraetz und wurde Gymnasiallehrer zu Oldenburg, ohne indessen die Arbeit auf wissenschaftlichem Gebiete aufzugeben. Vor seiner Italienreise hatte er sich hauptsächlich mit dramaturgischen Fragen befaßt, die Reise brachte darin insofern eine Aenderung, als er sich zu einem dreibändigen historischen Roman angeregt fühlte, „Die Republikaner in Neapel" und sich nachher wesentlich der Kunsthistorie widmete.

Dieser Umschwung war zum größten Teil dem Eindruck zuzuschreiben, den die junge Schriftstellerin Fanny Lewald auf Stahr ausübte. Aber es war nicht nur die Macht ihres starkgeistigen Wesens, was auf Stahr wirkte; Fanny war über die erste Jugendblüte längst hinaus, aber gerade ihr überlegenes, reifes weibliches Wesen war geeignet, den leicht zu beeinflussenden Mann in seinen Bann zu zwingen und in ihm die starke Leidenschaft zu entfachen, die sein früheres Verhältnis völlig in den Schatten stellte. Von seinen fünf Kindern und seiner glücklichen Ehe überhaupt hatte Stahr der Freundin zuerst viel erzählt, hatte sie Briefe von daheim lesen lassen und ihr Bilder gezeigt, hatte sie so lange arglos teilnehmen lassen an seiner Häuslichkeit. Und so zog sich denn ein harmloser, freundschaft-

licher Verkehr zwischen beiden wochenlang hin. Am Weihnachtsabend hörte Fanny Lewald durch Gurlitt von Stahrs Unwohlsein. Sie sandte ihm ein Weihnachtsgrüßchen, begann zugleich, sich um Stahr zu sorgen, ihm zu raten und ihn zu pflegen, und aus diesem Mitleidsgefühl heraus spann sich allmählich der Liebeszauber an. Ein halbes Jahr nach dem Erscheinen des Romans „Eine Lebensfrage" trat also dessen Grundgedanke in greifbarer Gestalt in ihr Leben, und sie ward berufen, handelnd und leidend selbst einzutreten in den Konflikt zwischen Pflicht und Leidenschaft, zu erleben, was sie nur erst gedichtet.

Noch aber denken sie der kommenden Kämpfe nicht, sondern genießen den Tag. Der einseitig unterrichteten jungen Schriftstellerin war in dem angebeteten und kritiklos bewunderten Stahr ein Cicerone geworden, der ihr den Sinn für die bildende Kunst öffnete; er war es, der ihr die Schätze der römischen Sammlungen erschloß, er war es auch, der sie in die römische Campagna begleitete. Natur wie Kunst begann sie nun mit ihm und durch ihn zu genießen, und weiter glaubte sie in ihrem frisch und jung aufblühenden Egoismus sich nichts zu schulden, als dies Leben auszuleben und auszulieben, ohne Gedanken an das Morgen und an die Gebundenheit Stahrs. Er selbst, der noch vor wenigen Monaten voller Sehnsucht der Seinen gedacht, war nun so im Banne der ihm gleichgestimmten Frauenseele, daß er seine Ehe als übereilt und unglücklich empfand, und sie ihm in der Erinnerung wie ein unerträglich schwerer Traum erschien. Zuweilen auch täuschten sich beide über ihre Leidenschaft. So schrieb Fanny Lewald am 29. April 1846 an Stahr: „Ich fühle doch Mut, dir eine treue Schwester, deine Egeria zu sein und in dir die Heimat meines Seelenlebens zu behalten. Laß uns ein klassisches Kunstwerk heiliger Freundschaft in uns ausbilden." Aber nachdem Stahr Rom verlassen, — er bereiste noch Süditalien, bevor er im Oktober 1846 nach Oldenburg zurückkehrte, — fühlte Fanny Lewald sich völlig

Witwe geworden. Mit der Scheidestunde setzt der schriftliche Austausch ihrer Gedanken und Gefühle ein, und es vergeht kein Tag, ohne daß beide sich schreiben. „Unser Leben ist ja in den
a. Stahr 13. 8. 1846 Briefen," klagt Fanny einmal, „wir haben kein anderes." Leidenschaftliche egoistische Ausbrüche wechseln in Fannys Briefen ab mit fruchtlosen Bemühungen, sich zurückzuhalten, zu schweigen und sich zu selbstloser Freundschaft durchzuringen. Denn daß eine von beiden Frauen weichen und sich bescheiden muß, wird ihr klar; und davon, daß sie diese eine sein muß und
5. 5. 46 sein kann, ist sie, auf Augenblicke allerdings nur, fest überzeugt. „Wir werden nicht untergehen, nur die Leidenschaft soll und muß es." Selbstvorwürfe und quälende Gedanken drücken sie heute. Morgen fragt ihr starrer Gerechtigkeitssinn, womit sie beide denn dies Elend verdient hätten. Aber Entsagung wie Schweigen über ihre Kämpfe fallen ihr gleich schwer, und es ist undenkbar, daß Stahr den Rückweg zur Pflicht finden konnte, wenn sie ihm leidenschaftlich zuruft: „Oh, es ist ein Welt in mir verschüttet. Noch sehne ich mich gewaltig in deine Arme, an dein Herz. Aber es soll anders werden, der Gott soll den Sieg
15. 5. 46 über den Menschen davontragen."

Die aussichtslose Leidenschaft füllt sie so aus, daß selbst die Arbeit ruhen muß, wer weiß auf wie lange. Sie spricht zwar gegen Stahr die Absicht aus, und der Gedanke taucht noch jahrelang gelegentlich auf, mit ihm gemeinsam ein Journal zu gründen, dessen Feuilleton sie dann übernehmen würde. Aber die rechte Arbeitslust fehlt ihr. Ein paar kleine Sachen, Märchen und dergleichen werden geschrieben, ein bißchen müht sie sich mit den am Genfersee begonnenen „Liebesbriefen eines Ge-
11. 8. 1846 fangenen" ab, doch kommt es ihr, wie sie an Stahr schreibt, vor, als ob sie aus den Flammen des Vesuvs Raketen mache. In der Tat zeigt dieser Roman in seiner grenzenlosen Verstiegenheit alle Merkmale einer Dichtung, der die Verinnerlichung des Erlebnisses und die nötige Distanz fehlen.

Nicht nur die Arbeit tritt zurück hinter der starken Leidenschaft, auch alle andern Empfindungen werden klein neben ihr. Der Tod des so sehr geliebten Vaters, der während ihres römischen Aufenthaltes erfolgt war, hinterließ in ihr lange nicht die Trauer, die man erwartet hätte.

Man bekommt in der Tat den Eindruck, als hätte Fanny
Lewald niemals ernstlich mit dieser Liebe gekämpft. Wenn sie
auch einmal behauptet, daß ihr nie der Gedanke gekommen
wäre, ihm anzugehören vor der Welt, weil es sein und ihr Un-
glück wäre; wenn sie auch vor begonnenem Kampf den Sieg
verherrlicht mit den Worten: „Vor Marie ist ein Altar errichtet, 19. 5. 47
und nie sind heiligere Herzen der Madonna geopfert worden,"
so hat sie doch wenige Wochen vorher bekannt: „Ich bin kein
Seraph, kein unirdischer Geist, sondern ein Weib, das dich
liebt," und noch früher: „Ich weiß, viele werden uns verdam- 24. 3. 47
men, daß wir nicht den Mut besitzen, zu entsagen. Mögen sie es.
Ich kann dich nicht verlieren, und wohl ihnen, wenn sie stärker
sind als ihr Geschick." So ergibt sie sich in einer Art von ego- 1. 1. 47
istischem Fatalismus dem Schicksal ihrer Leidenschaft fast
kampflos und freut sich der Gegenwart. Schließlich verfällt sie
auf den absurden Gedanken einer möglichen Dreisamkeit in
Stahrs Ehe. Marie Stahr war seit einiger Zeit eingeweiht
worden, und in einer für eine Frauendichterin unglaublichen
Unkenntnis des Frauenherzens stellt Fanny Lewald den kühnen
Satz auf: „Laß uns der Welt zeigen, daß zwei reine Frauen-
naturen es sich zur Aufgabe machen, das Leben eines teuren
Mannes zu beglücken, daß drei Menschen sich liebhaben können
ohne kleinlichen Neid." Die ihr befreundete Schriftstellerin 30. 5. 46
Amely Bölte weihte sie ein in diese Utopie, wie aus deren
„Neuen Mitteilungen über Fanny Lewald" hervorgeht. „Ich
bin vollkommen überzeugt," schrieb sie ihr, „daß Menschen wie
er und ich mit dem ‚et tel est mon plaisir' sehr viel, ja alles
über die Masse ausrichten. Zum Frühling erwarte ich ihn hier,

und er wird dann recht lange bleiben, wie ich hoffe. Seine Frau hat sich daran gewöhnt, ihn zu entbehren, hat sich in gewissem Sinne mir untergeordnet, und dafür, daß sie mich neben sich duldet, bin ich ihr dankbar. Denn zu einer Scheidung entschließt sich Stahr der Kinder wegen nicht gerne. So ist zwischen ihr und mir ein ganz leidliches Verhältnis, eine Art von Wohlwollen entstanden, und wir haben Frieden." Daß Amely Bölte dieses Glück zu dreien nicht verstehen konnte, kostete sie Fanny Lewalds Freundschaft.

Fanny Lewald war zu Beginn des Jahres 1847 nach Berlin zurückgekehrt. Wie sich allmählich die Schaffenslust wieder regte, zeitigte der römische Liebesfrühling eine ganz merkwürdige Frucht. Schon im November 1846 hatte sie sich äußerst ablehnend gegen die Gräfin Hahn-Hahn ausgesprochen: sie sei mit ihr nun auf ewige Zeiten fertig und ihre Theorie der Herzlosigkeit und der Sinnlichkeit werde doch nachgerade ekelhaft. Noch lehnte sie zwar Stahrs Vorschlag einer Kritik als unmöglich ab, da sie sich gegen mehrere Personen über den Hahnschen Roman „Sibylle" so ausgesprochen hätte, daß sie erkannt werden müßte. „Daß ich einmal in ihrem Stile mir einen kleinen
18. 11. 46 Spaß mache, ist schon eher möglich." Stahrs weiterer Vorschlag eines satirischen Romans à la Hahn-Hahn findet daher gleich ihren Beifall und die Arbeit geht denn auch „mit unerhörter
3. 12. 1846 Leichtigkeit von Stapel", und am 19. Dezember 1846 ist die „Diogena" fertig. In einem Brief an Joh. Jacoby hat Fanny Lewald die Entstehungsgeschichte der „Diogena", wie sie sich zwischen Stahr und ihr entwickelte, genau dargelegt: „Stahr schrieb mir: ‚Die Hahn-Hahn solltest du wirklich einmal charakterisieren, wie in deinem letzten Brief. Das täte sehr gut. Ich könnte die Schilderung den Jahrbüchern der Gegenwart schicken, oder du könntest sie auch, wenn sie nicht zu lang wird, für die Bremer Zeitung machen. Am besten aber wäre es, du machtest ein eigen Büchlein daraus, aber anonym. Ich denke an die

Hauffsche Vernichtung Claurens durch den „Mann im Monde". Titel: Die Gräfin Hahn-Hahn und ihre Romane, von einer Frau, oder so etwa.' Darauf setzte ich mich in bester Laune noch denselben Abend hin und schrieb das Ganze in heiterster Arbeitslust in 13 Tagen und überraschte den guten Stahr damit nach Analogie der Kinder, die den Vater mit Bildern zum Geburtstag beschenken, zu denen er vorher das Geld zu Papier geben muß. Uebrigens ist diese Notiz nur für Sie, denn es liegt mir nach wie vor daran, daß man über den Autor nicht ins klare kommt." a. Jacoby 13. 8. 1847

Wie die Erstlingswerke, Clementine und Jenny, erschien also auch „Diogena, Roman von Iduna, Gräfin Hahn-Hahn" bei Brockhaus anonym. Ja, es war Fanny Lewald an dessen Anonymität so viel gelegen, daß sie gleichzeitig ein anderes Werk, das Italienische Bilderbuch, in zwei Bänden, publizierte. Die „Diogena", in der Fanny Lewald die Hahnsche Manier parodistisch geißelte und ihr aristokratisch-exklusives Gehabe verpönte — setzte sie doch das Wort davor als Motto: Der Mensch fängt erst beim Baron an —, taucht um ihrer Vorgeschichte und ihrer Merkwürdigkeit willen wohl zuerst im Bewußtsein auf, wenn man den Namen Fanny Lewald ausspricht.

Es liegt nahe, und wird auch meist so dargestellt, daß Fanny Lewalds Satire, noch mehr als literarische Gegnerschaft, ihre persönliche Gehässigkeit gegen die Gräfin zugrunde liege; denn die Gräfin Hahn-Hahn war die Frau, die Heinrich Simon seinerzeit der Fanny Lewald vorgezogen hatte. Die oft recht weiblich spitzen Angriffe bestärkten allerdings diesen Verdacht, und es sieht fast aus, als hätte Heine mit einem geistreich-boshaften Wort über die Schriftstellerinnen unter seinen Zeitgenossen das bestätigen wollen: „Wenn die Weiber schreiben, haben sie ein Auge auf das Papier, und das andere auf einen Mann gerichtet, mit Ausnahme der Gräfin Hahn-Hahn, welche nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftsteller haben eben-

falls unsere vorgefaßten Sympathien, und wir schreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch schreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder besser gesagt, wegen eines einzigen Mannes."

Werke, hrsg. v. Elster, VI, 26

Dennoch ist es mir wahrscheinlich, daß Fanny Lewald nunmehr über die unerwiderte Liebe zu Heinrich Simon hätte getröstet sein können, nachdem sie Stahr gefunden. Und überdies ist, wie aus vielen spätern Werken erhellen wird, gerade Fanny Lewald imstande, auch eine Idee warm und eindringlich zu vertreten. Und neben der persönlich erscheinenden Gehässigkeit und Feindseligkeit liegt viel vom Schriftstellerstandpunkt aus Berechtigtes in der Satire. Zwar hat auch die Gräfin Hahn-Hahn als episches Talent neben Fanny Lewald durchaus ihre Berechtigung, und es wird sich herausstellen, daß auch in ideeller Hinsicht beide durchaus nicht die Antipoden sind, als die man sie heute gemeinhin darstellt. Zu ihren Lebzeiten aber bedeutete die Vernichtung des Hahnschen Ansehens für Fanny Lewald eine prinzipielle Auseinandersetzung und die Feststellung dessen, was sie wollte.

„Diogena" war das Letzte, was Fanny Lewald bei Brockhaus erscheinen ließ. Das Jahr 1847 brachte von ihr außerdem einen Artikel über die Ehe zwischen Juden und Christen in den Grenzboten und eine Novelle, „Der Domherr", mit offener Tendenz gegen das Zölibat des katholischen Klerus. Sie bezeichnet diese Novelle, nicht mit Unrecht, als absolutes Nichts; sie war auch keineswegs aus einer innern Notwendigkeit heraus entstanden, sondern Fanny Lewald hatte sie dem Verleger Herbig zum voraus versprochen gehabt für das „Vergißmeinnicht" von 1848.

Ihre Gedanken waren indessen schon wieder von einem neuen Stoff in Anspruch genommen. Sie hatte die Briefe des preußischen Prinzen Louis Ferdinand an Pauline Wiesel gelesen,

und trug sich mit der Idee zu einem Roman, der ihr aber noch schwierig erschien. Rahels durch Varnhagen van Ense veröffentlichte Bekenntnisse, die in ihr verwandte Saiten anschlagen, befördern den Plan, mit dem sie sich nun ernstlich auseinandersetzt. Alle ihre dichterischen Sorgen teilt sie Stahr getreulich mit: „Du bist der erste," schreibt sie an ihn, „der mir produzierend hilft." Ihm teilt sie auch das dichterische Verfahren mit, 19. 5. 47
das uns von vornherein skeptisch macht gegen den Roman: „Ich habe sechs Bogen Papier, auf jedem mache ich mir Notizen über die Vorgänge der Jahre 1—6 [1801—1806] aus der Berliner Zeitung, aus Rahel, Varnhagens Denkwürdigkeiten, Ruge, Konversationslexikon, die Zeitung die Hauptsache. Charakteristiken habe ich in der Galerie aus Rahels Umgang, die Zeit fange ich an zu verstehen, und werde sie ganz verstehen, sobald ich die Notwendigkeit habe, sie andern zu erklären." ebda.

In den Sommer 1847 fiel die Verheiratung ihrer Schwester mit Louis Gurlitt. Möglicherweise sind auf dieses äußere Ereignis ihre nun folgenden Zweifel an sich und ihrem Können zurückzuführen. Daß sie dem Geliebten nicht wie andere rechtmäßig angehören durfte, mochte als Unbill des Schicksals ihr in solchen Augenblicken schmerzlich sein, trotzdem sie im übrigen von der bürgerlichen Glückseligkeit nicht viel zu halten behauptet. „Seit ich weiblicher geworden, kann ich nicht mehr schreiben. Ich will das Höchste, das Schöne, das Gute, das Beste, ich bleibe immer ich mit all den Mängeln. Ich bin sehr unzufrieden mit mir." Dennoch bleiben solche Anwandlungen bei a. St. VII 1847
Fanny Lewald singulär. Bald tönt es auch wieder anders und mehr als zuversichtlich: „Mit der Diogena, den Reiseskizzen und dem Prinzen Louis Ferdinand hoffe ich mindestens den Beweis zu geben, daß ich nicht die Einseitigkeit des Talentes habe wie die andern Weiber." Der 1848 beendete, 1849 in Breslau er- a. St. 28. 8. 1847
schienene dreibändige Roman „Prinz Louis Ferdinand" tat dies nun allerdings nicht schlagend dar. Was sie als Roman um das

Bild des leichtsinnig genialen preußischen Prinzen und um den Kreis der verehrten Rahel Lewin gestalten wollte, wurde nur ein Zeitbild ohne Mittelpunkt und ohne künstlerische Geschlossenheit.

Das Verhältnis zu Stahr blieb sich indessen im wesentlichen gleich. Der ungewöhnlich reiche Briefwechsel ist auch Stahrs Frau zugänglich, doch finden sich darin zahlreiche Extrazettelchen mit der Aufschrift: Für Dich! Die beiden ersten Monate des Jahres 1848 verbrachte Fanny Lewald sogar im Stahrschen Familienkreise in Oldenburg. Gemeinsam mit Therese v. Bacheracht trat sie dann im März des ereignisreichen Jahres ihre erste Pariser Reise an, von Stahr bis Bremen begleitet. Die Zeitereignisse nahmen sie stark in Anspruch. „Weder Heine, noch Kunst, noch irgend etwas hat jetzt Interesse, man denkt nicht
a. St. 13. 3. 1848 dran." Die eigenen Wünsche aber treten doch nicht zurück, und leidenschaftlicheres Begehren als je spricht aus ihren Briefen, wo sie Entsagung Wahnsinn und Verbrechen nennt, sich selbst als Stahrs rechtes, wahres Weib bezeichnet. „Ich habe keinen andern Gedanken mehr, kenne kaum noch eine andere Rücksicht, als den Wunsch, Dein zu sein in ungestörter Sicherheit. Es kann keine Sünde, kein Verbrechen, kein Unrecht sein, wenn Menschen, die so ineinander verschmolzen sind, wie wir, ein-
13. 3. 48 ander in Frieden besitzen wollen." Der Vorsommer findet sie wieder in Berlin, zusammen mit Stahr. Ihr Bruder Otto, der Rechtsanwalt, und Schwager Gurlitt stoßen sich zwar an dem Verhältnis, doch hätte sie alles und alle, nach ihrem eignen Aus-
a. St. 30. 6. 48 spruch, viel eher geopfert, und mit ihrer ganzen Vergangenheit gebrochen, ehe sie das einzige Verhältnis gelöst hätte, an dem ihre ganze Existenz hing. Juli und August brachte sie zusammen mit Stahr in Hamburg zu, und beide rangen sich hier völlig durch zu der Freiheit des Individuums gegenüber fremder Meinung. Von Hamburg aus ging Fanny Lewald nach Helgoland, und reiste dann ein paar Wochen später mit Therese v. Bache-

racht über Frankfurt nach Weimar, wo ihr von dem Enkel Carl
Augusts, dem Erbgroßherzog Carl Alexander von Sachsen-Wei-
mar ein Besuch im Hotel gemacht und große Verehrung darge-
bracht wurde. Das freundschaftliche Verhältnis zu ihm dauerte
bis an ihr Lebensende; der Herzog war sehr eingenommen von
ihr, sie selbst stand ihm lange Zeit eher skeptisch gegenüber. Auch
Liszt, den sie schon auf der ersten Reise mit dem Vater kennen-
gelernt, traf sie mit seiner Freundin, der Fürstin Wittgenstein.
So brachte ihr die Reise mannigfache Zerstreuung, mit der
Rückkehr nach Berlin kamen aber auch die Leiden und die Sehn-
sucht wieder. Ihre Bitterkeit über das Schicksal, das ihr gebot,
die letzten Jugendjahre ungenossen verstreichen zu lassen, machte
sich mannigfach Luft. „In Hagar, einer der rührendsten Ge-
stalten der Bibel," so äußert sie sich in ihrem Tagebuche, „tritt 5. 2. 48
der erste Konflikt auf zwischen Liebe und Ehe, zwischen mensch-
licher Freiheit und starrer gesetzlicher Rechtmäßigkeit der Ehe,
und diese trägt schon damals den Sieg davon." Dann wieder
bricht der starke Egoismus durch in dem festen Entschluß, dem
Augenblick abzutrotzen, was er irgend zu bieten vermag. Und
schließlich nimmt sie zu ethischen Sophistereien ihre Zuflucht,
wenn das angeborne und anerzogene Gefühl sich nicht zum
Schweigen bringen lassen will. „Unsere Entsagung macht uns
fast immer unglücklich und den nicht glücklich, dem das Opfer
gebracht wurde. Entsagte man nicht, so kämen am Ende statt 3. 49
zweier Leiden ein Glück und ein Unglück zustande, und das wäre
besser."

An poetischer Ausbeute des Jahres sind außer dem histo-
rischen Roman noch die Erinnerungen aus dem Jahre 1848 zu
nennen, Zeiteindrücke persönlich gefärbter Art, voll breiter, be-
schaulicher, unsachlicher Betrachtungen und mit privatesten An-
gelegenheiten durchwirkt. Im Jahre 1849 beendete Fanny Le-
wald nun endlich den schon vier Jahre vorher begonnenen Ro-
man „Liebesbriefe eines Gefangenen". Sie gab dem Briefroman,

der ohne Rousseaus Nouvelle Héloise undenkbar ist, und dessen erste Eingebung auch dort erfolgte, wo jener sich abspielt, nun nachträglich den historischen Zeithintergrund der Kämpfe von 1848.

Außer diesem literarischen Produkt zweifelhaftester Art, das bei Vieweg 1850 erschien, wurden 1849 von Fanny Lewald beendet „Der Kultus des Genius“ in den Blättern für literarische Unterhaltung, und „Berliner Briefe“ im Morgenblatt für gebildete Stände erschienen, beides leicht hingeworfene Feuilletons, mit denen sie zeitlebens Stillstände in der literarischen Produktion auszufüllen verstanden hat.

Das folgende Jahr brachte die Novelle „Auf roter Erde“, die sich auch auf dem Boden der Kämpfe von 1848, und zwar, wie der Titel besagt, in Westfalen abspielt und die soziale Ausgleichstendenz enthält, und die „Dünen- und Berggeschichten“, bei Vieweg 1851 gedruckt. Es ist ein Erzählungszyklus, in den konventionellen Rahmen einer zusammengewürfelten und sich gegenseitig unterhaltenden Badegesellschaft gestellt, und bestehend aus ein paar gefällig erzählten Anekdoten und allegorischen Märchen. Fanny Lewald schrieb darüber an Stahr: „Die Novellen waren mir bewußte Stilstudien, veranlaßt durch eine Aeußerung Varnhagens, daß nur in kleinen Skizzen der Stil
29. 1. 51 und die plastische Kraft ihre höchste Vollendung erreichten.“ Einige der kleinen Sachen stammten im Entwurf schon aus einer Zeit, wo Fanny Lewald noch nichts hatte im Druck erscheinen lassen, drei derselben verdankte sie einem Aufenhalte in England im Jahre 1850, der für sie nach eigenem Zeugnis geradezu unschätzbar war. Aus den Briefen, die sie von dort aus an Stahr geschrieben, begann sie nun auch ihre englische Reise zu beschreiben, unter dem Titel England und Schottland. Als eine Frucht des englischen Aufenthaltes ist auch die Lebensgeschichte der Maria Stuart zu betrachten.

Das Jahr 1851 brachte ihr mancherlei Störungen. Wochen-

lang lag sie krank, aber schlimmer für sie waren die neuen Kämpfe, die ihr aus ihrer Liebe erwuchsen. Selbstverständlich ist ihr Plan eines friedlichen Zusammenlebens zu dreien zusammengestürzt, aber weichen und entsagen will Fanny Lewald nun auf keinen Fall mehr. Es wird ein Ringen auf Leben und Tod. „Ich könnte Mariens Existenz unter die Füße treten, wie ich aus letzter Notwehr im Kampf alle zu treffen suchen würde, reulos. Aber ich selbst will nicht sterben, ich will leben, will womöglich glücklich sein mit Dir, und nur dann auf Glück verzichten, wenn der letzte Versuch, es zu erreichen, fehlgeschlagen ist — und auch dann nicht." Mit Stahrs Entschlußkraft a. St. 4. 11. 51
will es indes nicht recht vorwärts, und die Briefe Fanny Lewalds aus dieser Zeit zeigen deutlich, daß sie an ihm gewaltsam reißt und ihre ganze Sophistik und jüdische Rhetorik aufbietet, den Bruch mit seiner Frau zustande zu bringen. „Bekämpfe Deinen Hang zum Hinhalten und Zögern!" ruft sie ihm zu, und 6. 1. 1852
versteht in ihrem maßlos egoistischen Drängen, das sie zwar stets zu bemänteln sucht, nicht, wie es für Stahr immerhin kein leichtes sein konnte, die vieljährige Ehe, die aus Liebe geschlossen worden war, und in der fünf Kinder lebten, zu lösen. Fanny Lewald charakterisiert ihr beider Wesen und Kontrast am besten selbst in diesem Brief, wenn sie sagt: „Gibt es eine Ergänzung in zwei Menschen, so liegt sie für uns auch darin, daß mein eiserner Selbsterhaltungstrieb Deiner Selbstlosigkeit, meine Aktivität und Gewaltsamkeit Deiner Geduld und Milde gegenübergestellt ist." Es ist also zweifellos, daß Stahr ohne diese ebda.
mächtige Beeinflussung sich selbst wieder zurückgefunden hätte zu seiner Pflicht. Die Verherrlichung des Egoismus aber, wie ihn Fanny proklamierte, verfehlte auch auf ihn die Wirkung nicht, und nachdem er Januar und Februar des Jahres 1852 mit Fanny in Berlin zugebracht, trennte er sich im Sommer völlig von seiner Frau und vereinigte sich dauernd mit Fanny. Beide verbrachten die Sommermonate in den Bädern von Ru-

dolstadt, wo Stahrs jüngere Söhne Edo und Adolf sie aufsuchten. So behielt Fanny doch Fühlung mit Stahrs Söhnen, den Töchtern stand sie ferner, da diese durch ihr Verhältnis zur Mutter notwendig das Gefühl des Widersinnigen eines solchen Verkehrs haben mußten. Fanny Lewald trug aber doch zur Erziehung der Knaben vieles bei und schloß besonders den ältesten, Alwin, soweit ihre egoistische und verstandesmäßige Natur das zugab, fast mütterlich in ihr Herz.

In diesen Jahren des Kampfes um ihre Existenz und ihr Lebensglück war ein umfänglicher Romanplan langsam herangereift. Ueber den äußern Anstoß zu dem Roman „Wandlungen“ spricht Fanny Lewald sich einmal aus in den Reisebriefen aus Deutschland, Italien und Frankreich, wo sie vom Kern der Dichtung handelt: „Wir hatten einmal, noch im Anfang der vierziger Jahre, davon gesprochen, wie ungerecht es sei, den Menschen, der im Laufe des Lebens aus wirklicher Ueberzeugung seine Ansichten verändere, eigentlich, wenn er entwicklungsfähig sei, verändern müsse, deshalb des Abfalls von sich und seiner Ueberzeugung zu beschuldigen. Und der Gedanke, die Wandlungen zu schreiben, war dadurch rege in mir ge-
S. 24 f. worden.“ Danach wäre also das Primäre die reine Idee gewesen, die als Naturgesetz nun sich in allen Charakteren und Geschehnissen eines Romans auswirken sollte. Dem widersprechen aber die Mitteilungen, die Fanny Lewald über ihre Arbeit an den „Wandlungen“ an Stahr gemacht; in den später verfaßten Reisebriefen mochte sich der eigentliche Sachverhalt in ihrem Gedächtnis verschoben haben. Am 19. September 1851 sandte Fanny Stahr ihr Romanskelett zu, das den Umfang einer Novelle hat. Es besteht im wesentlichen aus einer eingehenden Charakteristik der Personen, die mit wenigen Aenderungen die Personen des Romans sind. Eine komplizierte, weitverzweigte Vorgeschichte ist mit Weitläufigkeit und Gründlichkeit dargelegt, ohne daß das Ganze indes zum Abschluß gerundet wäre. Auch ist

der Ideengang noch nicht, wie man erwarten sollte, klar und übersichtlich dargestellt, der Grundgedanke aus den verwirrenden Details nicht deutlich herauszuschälen, so daß es undenkbar ist, daß der Grundgedanke der Wandlung alles Bestehenden Fanny Lewald zuerst vorschwebte, sondern derselbe scheint sich ihr wie uns aus dem, im Entwurf wenigstens, Gewordenen erst ergeben zu haben.

Die Wandlungen wurden am 11. Mai 1853 beendet. Das gleiche Jahr brachte noch zwei Erzählungen im Druck. „Die Tante", von Heyse später in den Novellenschatz aufgenommen, den er mit Kugler gemeinsam herausgab, und „Kein Haus", ein Kulturbild mit derselben Tendenz, die Fritz Reuter seinem Gedicht „Kein Hüsung" zugrunde gelegt. Ihnen folgten die „Deutschen Lebensbilder", ein Zyklus von hübsch, fließend und ohne Pomp erzählten einfachen Geschichten, die ohne allzu offne Tendenz die Gedanken verkörpern, die Fanny Lewald zumeist am Herzen liegen: Den Preis des Handwerks und der freien Tätigkeit, den Protest gegen die Standesvorurteile, besonders derjenigen, die das berufslose Mädchen um die freie Neigungswahl und zur sog. standesgemäßen Ehe gleichsam auf den Markt bringen. Als erster Roman folgte auf die Wandlungen „Adele", in den Fanny Lewald wohl eigene Lebensfäden verwoben hat. Es ist die Entwicklungsgeschichte einer Schriftstellerin, die aus einem verwöhnten jungen Mädchen durch eine unglückliche Liebe, bittere Enttäuschungen und ernste Erfahrungen sich allmählich zu heiterer gereifter Lebensauffassung durchdringt.

Stahr beschrieb in diesen Jahren seinen Aufenthalt in Paris von 1851, veröffentlichte seine Aufsätze „Weimar und Jena" und schrieb das kunsthistorische Werk „Torso, oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten". Das endlich erreichte Zusammenleben wirkte also auf beide sichtlich befruchtend und anregend für die schriftstellerische Produktion. Zwar erhoben sich in der Scheidungssache, obwohl Marie ihre Einwilligung schon im

Juni 1853 gegeben hatte, immer wieder neue Schwierigkeiten. Dazu kamen für Stahr Verstimmungen über Geldangelegenheiten und häusliche Kalamitäten, und die gemeinsam in Heringsdorf oder auf Helgoland verbrachten Sommermonate brachten nur vorübergehende Erleichterung. Am 2. Januar 1855 traf endlich die Heiratserlaubnis, die trotz mancher Bemühungen des Großherzogs so lange hatte auf sich warten lassen, ein, die Vermählung Stahrs mit Fanny Lewald, sie nannte sich in der Folge immer Fanny Lewald-Stahr, entgegen dem Brauche, fand am 6. Februar 1855 in Berlin statt und beide feierten diesen Tag zeitlebens als ihren eigentlichen Hochzeitstag. Denn trotzdem Fanny Lewald so mannigfach in Worten und Werken die innere Zusammengehörigkeit über die legitime Verbindung gestellt und das am schlagendsten mit ihrem eigenen Leben dargetan hatte, so fühlte sie sich dennoch angenehm geborgen unter dem Schutz des Gesetzes. Ja, sie spricht es offen aus in ihrem Tagebuch: „Ich genieße jetzt unsere bürgerliche Ehe als ein großes Glück. Jetzt muß ich zugeben, daß das sichere Beruhen, die Uebereinstimmung mit dem Hergebrachten, auch sehr süß
1. 55 sind."

Seit 1852 lebte Stahrs ältester Sohn Alwin zu seiner kaufmännischen Ausbildung in Berlin, und ein liebevolles Verhältnis entstand zwischen ihm und Fanny Lewald. Es entspann sich auch ein regelmäßiger Briefverkehr zwischen beiden, der fast drei Jahrzehnte umschließt, Fanny besonders äußert darin eine fast überschwengliche Zärtlichkeit für den Stiefsohn, nennt sich abwechselnd seine Freundin, seines Geistes Mutter, seine Alte, seine Pflegemutter, ja seine Mutter. Stahrs erste Frau selbst drückte Fanny gelegentlich ihren Dank dafür aus, was sie zu Alwins Erziehung und Bildung beigetragen. Es ist aber eine etwas herrsch- und eigensüchtige, empfindliche und nachtragende Liebe, wie sich aus manchen Zwisten und Verstimmungen kundgibt. Der Verkehr mit Stahrs Familie wurde aufrechterhalten,

blieb aber natürlich sehr kühl. Im Jahre 1855 erkrankte Marie, anscheinend hoffnungslos, von allen Aerzten aufgegeben. In diese Zeit fiel auch der Umzug der Familie von Weimar nach Jena, unerwartete Besserung trat ein und Stahrs erste Frau überlebte ihn noch um einige Jahre.

Da Stahr seinen Pflichten gegen die Kinder nachzukommen hatte, lag Fanny fast allein die finanzielle Sorge um den Berliner Haushalt ob. Die Kunst ging in dieser Zeit sehr nach Brot bei ihr. „Das Nichtarbeiten", schreibt sie an Alwin, „weckt in mir immer den Gedanken, daß ich noch viel arbeiten muß, um in späteren Jahren vor großen Entbehrungen gesichert zu sein." 14. 8. 1855

Es tut denn auch dem künstlerischen Wert der Arbeiten, die so reichlich in den folgenden Jahren zustande kommen, Abbruch, daß Fanny Lewald so kräftig mit dem Pegasus pflügt. Man fühlt das Schaffen um des Erwerbs willen besonders deutlich in der ganzen Romanserie: Neue Romane (Berlin 1859 bis 1864), unter die sie den „Seehof", „Schloß Tannenburg", „Graf Joachim", „Emilie" und „Der Letzte seines Stammes" zusammenfaßt. Alle bewegen sich in den Kreisen der Adels- oder Geldaristokratie, behandeln meist das Thema der Mesalliance, zum Teil in verwickelten Geschichten, zum Teil in Familien- und Kulturgemälden ohne großes Geschehen und ohne satte Farben.

Der gemeinsamen Pariser Reise im ersten Jahre ihrer rechtsgültigen Ehe folgte 1856 die erste Schweizerreise, auf der sie in Zürich bei Gustav Simon im Riesbach wohnten und lebhaften Verkehr unterhielten mit dem Physiologen Jakob Moleschott, dem Philologen Hermann Aug. Theodor Köchly, der zur Zeit eine Zürcher Professur innehatte, dem Physiker Clausius und dem eben erst nach Zürich gekommenen Hugo Wislizenus, auch Gottfried Keller ein paarmal sahen, der in Berlin ihren Salon schon besucht hatte, und Vischers Vorlesungen besuchten. Nach

einem Aufenthalt bei Hilty in Chur reisten sie am 22. September nach Berlin, nicht ohne vorher in Stuttgart Mörike aufgesucht zu haben. Große Reisen, die sich über die ganzen Sommermonate ausdehnten, oft sogar auch über Deutschland hinausführten, wurden für das schriftstellernde Ehepaar zur unumstößlichen Norm. Ausgedehnte Freundesbeziehungen wurden auf diesen Sommerreisen unterhalten und ständig noch erweitert. Diese Freundschaften gehen aber durchweg mehr in die Breite als in die Tiefe, und haben zur Veranlassung das Bestreben beider, alle Zelebritäten zu kennen und von allen gekannt zu sein. Ein ungeheurer Menschenverkehr war Fanny Lewald wie Stahr offenbar unentbehrlich. Dessen notwendige Konsequenz, die Zersplitterung und Veräußerlichung, kam ihnen nie zum Bewußtsein, sie empfanden nur als besonderes Glück, mit allen Größen der Zeit in einem Atemzug genannt zu werden. Dadurch, daß sie sich diesen auch selbst ohne weiteres gleichsetzten, öffneten sie sich, wo sie sich ihnen nicht auftaten, selbst alle Kreise. Häufige Theater- und Opernbesuche hielten beide in der Kunst, Stahrs ausgedehnte französische, deutsche und englische Lektüre in der modernen Literatur auf dem laufenden. Und beide besaßen außerdem die unschätzbare Gabe, über alles und jedes, verstanden oder nicht, zu urteilen, ja andere zu verblüffen und zu blenden. Dagegen fühlten beide sich gelangweilt, wenn andere länger als notwendig sprachen. Diese Triumphzüge sind etwas vom Lächerlichsten, was die Geschichte der deutschen Literatur aufweist, und ernsten Künstlern und Gelehrten mußten sie auch damals schon als das erscheinen, trotz liebenswürdigsten Empfangs. Hat doch Gottfried Keller, der während seines ersten Berliner Winters auf eine Empfehlung Hermann Hettners hin Fanny Lewalds Salon ein paarmal besucht hatte, das dortige Treiben unangenehm empfunden und ist bald weggeblieben. Ja, vor der Schweizerreise Stahrs und Fannys schrieb er an Hettner: „Schrecklicherweise kündigte er [Heinrich Simon] auf den

Sommer Stahr und Lewald an. Diesem Paare ist doch auf dem Erdenrund nicht zu entfliehen!" und an Lina Duncker den geflügelten Ausdruck: „Simon hat für den Sommer schon das vierbeinige zweigeschlechtige Tintentier Stahr-Lewald angekündigt; Sie sehen, daß Sie auch kommen müssen, um den üblen Eindruck dieser Berliner zu verwischen und unsern Himmel wieder aufzuheitern." Ermat. II, 405

Fanny Lewald sprach sich dann aber doch in begeisterter 6. 3. 1856
Weise über diesen Schweizer Aufenthalt aus: „Hier leben wir wie in einem wahrhaften Paradiese, in uns zusagendsten Verhältnissen, bei vortrefflichen Menschen, die uns alles Liebe tun," 20. 8. 1856
und Kellers Briefe reden auch von dem guten Empfang, der beiden zuteil ward.

Den regsten Verkehr bezeugen aber die Berichte über die Montagabende, den jour fixe des Stahrschen Hauses in Berlin. In dem von beiden gemeinsam geführten Tagebuch sind die jeweils anwesenden Personen, von zwanzig bis gegen vierzig ansteigend, verzeichnet. Es finden sich darunter am häufigsten die Namen Lassalle, Marx, Diesterweg, Varnhagen, Ludmilla Assing, Palleske, Gentz, Franz Duncker, Simon, Ludwig Richter, Bleibtreu, Fürst Pückler, Niebuhr, Auerbach, General Pfuel, Bogumil Goltz, Scherenberg, Theodor Mundt, Jenny Hirsch, Virchow, Arnold Ruge, Julian Schmidt. Die Reisetagebücher vermehren dies Namenverzeichnis noch bedeutend.

Im Frühjahr fand der Umzug in die Matthäikirchstraße 21 statt. Hier war es auch, wo sie Stahrs Nichte Marie zu Besuch hatten, laut der Eintragung im Tagebuch vom November 1860 bis zum Juni 1861. In einem Brief (an Professor Dr. Göhler in Dresden) vom 16. Januar 1904 schildert diese aus der Erinnerung die Stahr-Lewaldsche Häuslichkeit, wie folgt: „Sie lebten beide ein schönes, harmonisches Leben, reich an Arbeit und Genuß, reich durch den geistigen Gehalt, den sie ihrem Leben zu geben wußten, und reich durch den Kreis bedeutender

Menschen, die, gleichsam in ihren Strahlenkreis gezogen, sich um sie scharten. Es ist wohl kaum eine politische oder literarische Größe durch Berlin gegangen in jener Zeit, die nicht im Stahrschen Hause ihren Besuch gemacht hätte." Und speziell über die Montage schreibt sie: „Es versammelte sich dort bei Tee und kleinsten Butterbrötchen die geistige Elite Berlins. Dann saß Fanny gleichsam als Königin in der rechten Ecke des Sofas und empfing die Gäste . . . Stahrs hielten Hof . . . Sie war bei weitem die Dominierende, aber klug genug, es den Gatten nicht merken zu lassen."

Dieses Leben veränderte sich sozusagen in Jahrzehnten nicht. Tages Arbeit, abends Gäste, Reisen im Sommer, und dazu immer gleichbleibende Freude am Beisammensein, das bis zu Stahrs Tode im Jahre 1876 kaum für Tage unterbrochen und dann schon schmerzlich empfunden wurde. Nur häufige gesundheitliche Störungen — Stahr vor allem besaß eine wenig widerstandsfähige Konstitution und kränkelte viel — warfen gelegentliche Schatten auf ihr Glück. Die Arbeiten beider aber gingen ihren unentwegten Gang. Fanny, die außerdem eine tüchtige Hausfrau war und sich dessen auch nicht ungerne rühmt, um ihre allseitige Vollkommenheit recht ins Licht zu rücken, entwickelte eine Arbeitskraft und Energie, die, vom künstlerischen Ergebnis abgesehen, bei den vielen Zerstreuungen, dem reichen Menschenverkehr, eigener häufiger Unpäßlichkeit, ihren häuslichen Pflichten, dem regelmäßigen und ausführlichen Briefwechsel mit Pflegesöhnen, Geschwistern und Freunden für eine Frau wahrhaft bewundernswert ist. Auch die Nichte Stahrs erinnert sich dieser Unermüdlichkeit: „Sie war ganz Liebe und Hingebung für Stahr und führte trotz der anstrengenden Arbeit musterhaft den Haushalt, hatte ein Auge und Ohr für alle seine Wünsche und pflegte den oft Kränkelnden mit großer Liebe." So verstand sie es, die unabweislichen Pflichten mit Ruhe und Selbstverständlichkeit zu erfüllen, wenngleich sie ihr

manche Stunde der geistigen Arbeit rauben mußten. „Die Hauptsache ist für mich," schreibt sie an Alwin, „mich von dem Kleinkram des täglichen Haushalts und Lebens in die ideale Abstraktion zurückzuversetzen." Daneben aber finden sich nicht 16. 10. 59
selten bittere Klagen über das Unverhältnis zwischen geistiger Anerkennung und materiellem Erfolg. „Wir haben doch in der letzten Zeit", schreibt sie anläßlich des Verkaufs von Stahrs „Torso" an Alwin, „vielfach empfunden, daß das Brot eines Schriftstellers weder süß noch reichlich ist, trotz der Ehre, die er erwirbt und von der man leider nicht leben kann." Das er- 15. 6. 1856
klärt auch, warum Fanny Lewald außer den vielen kleinen und mehrbändigen schriftstellerischen Erzeugnissen und den sozialen Schriften ihre Feder jedem beliebigen Zwecke geliehen, der aus dem Rahmen des Dichterischen völlig herausfällt. Und weil der Wechsel zwischen Arbeit und Erlös nicht immer glatt vonstatten ging, weil Verlegerschwierigkeiten und -streitigkeiten nicht ausblieben, schrieb Fanny häufig des Verdienstes wegen kleine Erzählungen und es finden sich in den Briefen nicht selten Notizen, ähnlich der folgenden: „Ich muß mich beeilen, meine Erzählung bis Ostern fertigzubekommen, wo ich Geld brauche ..." 24. 1. 58

Im Jahre 1858 beendete Fanny Lewald den Roman „Das Mädchen von Hela", der zuerst 1859 in der Kölnischen Zeitung gedruckt wurde und zu ihren besten Sachen gehört. Aus dem aristokratischen und feudalen Milieu der „Neuen Romane" wendet sie sich hier mit mehr Glück zurück zu der arbeitenden Klasse. Die schlimme Lage der dienenden Mädchen beschäftigte Fanny Lewald fortwährend. In Broschüren und Aufrufen hatte sie schon manche Lanze für sie gebrochen.

1865 beendete Fanny Lewald die Aufzeichnung ihrer Memoiren „Meine Lebensgeschichte", die sie 1859 in Angriff genommen und deren Druck 1861 bei der Nationalzeitung begonnen hatte. Sie geben uns den genauesten Aufschluß über die ersten drei Jahrzehnte ihres Lebens, bis zu dessen bedeutungs-

vollem Wendepunkt in Rom durch die Bekanntschaft mit Stahr. Ihre Natur scheint sich uns in dieser Selbstbiographie wahr und ganz zu geben. Denn je weniger eine solche künstlerisch durchgearbeitet, je weniger das Erleben zum Symbol geworden, um so eher dürfen wir den Schreiber beim Wort nehmen. Das ist bei Fanny Lewald in um so höherm Maße der Fall, als sie selbst in jedem Augenblicke reflektierend und die Nutzanwendung ziehend aus den Kulissen hervortritt. Marie v. Ebner-Eschenbach, die größere Künstlerin, sagt einmal: In einem guten Buche stehen mehr Wahrheiten, als sein Verfasser hineinzuschreiben vermeinte. Im ersten Bande bekennt Fanny Lewald selbst arglos: „Später, als ich selbst Romane schrieb, pflegte mein Vater mich öfter scherzend zu fragen, weshalb die Dichter von ihren Romanen nicht zwei verschiedene Ausgaben veranstalteten, die eine mit guten Gedanken, für Leute, die sich noch bilden wollten, die andere ganz einfach und faktisch, für ältere Personen, die selbst gedacht hätten und sich nicht mehr zu
L. G. I^{2}, 158/9 belehren brauchten." Es fällt ihr nicht ein, das auf sich selbst zu beziehen und die Selbstbetrachtung und Selbstanalyse in etwas zu vermindern. Wie Fanny Lewald Familienangelegenheiten behandelt, berührt nicht immer sympathisch. Ihre Wahrheit und Objektivität, auf die sie sich etwas zugute tut, läßt sie oft indiskret und unbarmherzig werden. So möchte man nicht unbedingt unterschreiben, was sie selbst über die Zeichnung der Menschen in ihrer Lebensgeschichte sagt: „Meine Lebensgeschichte ist ebensogut Dichtung und Wahrheit, wie die von Goethe. Die Dichtung aber und ihre verklärende Darstellung habe ich den andern zugute kommen lassen, die Wahrheit ganz
G. & G. und voll dagegen von mir selbst gesagt." Auch die noch lebenden
31. 12. 70 Geschwister waren nicht dieser Meinung; sie empfanden vielmehr die Art, wie Fanny über die Eltern schrieb, als rücksichtslos und pietätlos, und mit Bruder Otto kam es darob zu ernstlichem Zerwürfnis. Im ganzen mögen die Angehörigen aber

ihre Empfindlichkeit etwas übertrieben haben; und die große Wahrheitsliebe, verbunden mit dem guten Gedächtnis, das sich in der Wiedergabe der frühesten Erlebnisse verrät, stempeln das Werk zu einem vorzüglichen Dokument von Fanny Lewalds äußerm Lebensgange. In der ganzen Lebensgeschichte macht sich ein bewußtes Goethisieren geltend. Besonders scheint der erste und beste Teil derselben, die behaglich breite Schilderung der Kinderjahre, von Dichtung und Wahrheit beeinflußt. Nicht ganz zufällig wird wohl die Einquartierung, die das Markussche Haus anläßlich des russischen Feldzuges von 1812/13 erfuhr, so breit gemalt, und gar zu sehr scheint mir die Rolle, die Fannys Vater dabei spielt, derjenigen des Herrn Rat im Zwist mit Thorane zu gleichen. Auch hier sind die Oertlichkeiten, die den Kindern lieb und interessant waren, genau geschildert, ihre Spiele und ihre ersten kindlichen Gedanken und Gefühle damit verknüpft; aber es fehlt ein Großes, die Stimmung, der dichterische Zauberring. Ihn durchbricht der kühle Verstand, das nüchterne Gedächtnis, die Präzision, mit der die Erzählerin auch das bunt ausmalt, was sie nur vom Hörensagen kennen kann. Kurz, wir vermissen, was die ersten Bücher von Dichtung und Wahrheit und des Grünen Heinrich so reizvoll macht: den Zauber des fast unbewußt Erlebten, mit staunenden Kinderaugen Geschauten und im tiefen Kindergemüt ernstlich Bewegten. Auch der Schluß des Memoirenwerkes, das den Ausblick auf das Land der Sehnsucht Goethes wie Fanny Lewalds, Italien, zeigt, scheint nicht zufällig.

Später hat Fanny Lewald ihre Lebensgeschichte noch ein Stück weiter geführt, über das römische Liebeserleben hinaus, das sie ursprünglich ganz für sich zu behalten gedacht hatte. Der Anfang dieser Fortsetzung, „Neues Leben, neues Lieben, das Buch Adolf“, wurde erst acht Jahre nach Fannys Tode, 1897, in Westermanns Monatsheften abgedruckt. Bis jetzt ist eine Fortsetzung davon nicht erschienen.

Hier wäre wohl der Punkt gewesen, wo Fanny Lewalds Produktion nach einem Stillstand verlangte; sie ließ ihn aber nicht eintreten. Fortgesetztes Produzieren war ihr zur Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit geworden. Sie ließ eine Reihe von Erzählungen, einzeln oder unter Sammeltiteln, folgen, die „Bunten Bilder", Gesammelte Phantasiestücke, Berlin 1862, zwei Bände Erzählungen, Berlin 1866/68, und „Villa Riunione", Erzählungen eines alten Tanzmeisters, Berlin 1869, aufgeputzte Episoden und Anekdoten. Ernstern Gehalt, aber nicht größere künstlerische Bedeutung weisen von den einzelnen Erzählungen etwa auf „Der dritte Stand", Berlin 1862, „Nella", eine Weihnachtsgeschichte, Berlin 1870, die die soziale, insbesondere die Frauenfrage zum Angelpunkt haben. 1864 und 1865 erscheint auch Fanny Lewalds umfänglichstes Werk, der fünfbändige Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht", der als eine Art von Fortsetzung zu den „Wandlungen" gedacht ist.

Das Leben selbst brachte keine großen Umgestaltungen. Eine monatelange schwere Erkrankung im Winter 1862/63 zwar warf Fanny Lewald darnieder und brachte eine Unterbrechung in das Arbeiten, Angst und Besorgnis in das sichere schöne Verhältnis: Heinrich Simons Tod im Walensee berührte schmerzlich und weckte Erinnerungen, ohne indes eine dauernde trübe Stimmung zu hinterlassen, ohne nur der Sommerreise Abbruch zu tun. Kleine Verstimmungen wegen Familienverhältnissen — denn wie vorher Alwin, so wurden nun die jüngern Söhne Edo und Adolf, die nicht ganz so gut geartet schienen wie jener, von Fanny z. T. erzogen — vermochten nicht, das Glück, das beide aneinander besaßen, zu stören; „Leben ist Beisammensein", war Fannys Wahlspruch, unermüdliche Arbeit krönte es, mehr verlangten sie beide nicht. In sich beruhend, mit sich zufrieden, beinahe restlos glücklich, begehrte Fanny nicht nach den Wandlungen, die die Geschicke ihrer dichterischen Geschöpfe bewegen, ja, fürchtete sie Umsturz und Ende, hegte aber

immer die sichere Zuversicht, das Schicksal könne ja das schöne Zusammenleben nicht zerstören wollen.

Unter den alljährlichen Reisen findet sich in Briefen und Tagebüchern vom Oktober 1866 bis Ende Mai 1867 auch ein zweiter römischer Aufenthalt. Doch die Stätte, die beiden so lieb und erinnerungsreich war, sahen sie nicht unter denselben Auspizien, wie damals, als sie sich fanden. Denn gleich am ersten Tage warf eine Krankheit beide darnieder, Fanny erholte sich bald, Stahr aber, der nach dem Genusse Roms dürstende Italienpilger, blieb monatelang ans Lager gefesselt. „Kranksein ist immer ein Unglück," schreibt er im „Winter in Rom", „aber krank sein in Rom, krank werden, nachdem man eben erst diesen einzigen Boden betreten hat, das gehört mit zu dem Härtesten, was einem Menschen wie mir begegnen kann." Goethes: „Ach S. 106
und in demselben Flusse schwimmst du nicht zum zweitenmal", das Motto des gemeinsam verfaßten Buches, klang schmerzlich durch Fanny, wie sie in Rom so still und einsam leben mußten, sie, die an bewegte, gesellschaftsreiche Tage so sehr gewöhnt waren. Denn um Stahr zu schonen, mußte auch sie abends darauf verzichten, Menschen um sich zu sehen oder eine Gesellschaft zu besuchen. „Genießt die Jugend," schrieb sie klagend an Alwin, „das Alter ist mühsam." Erst hegten sie die Absicht, den 9. 11. 66
Winter in Süditalien zu verbringen, Stahrs neue Erkrankung in Neapel vereitelte dies und es wurde dafür ein einjähriger Aufenthalt in der französischen Schweiz gemacht. „Winter und Sommer am Genfersee" war die literarische Frucht dieses Aufenthaltes für Fanny, die seit Mitte der sechziger Jahre, nach Beendigung der Lebensgeschichte, nichts Größeres mehr unternommen hatte. Neben biographischen Skizzen, Plaudereien, kleinen Erzählungen schrieb Fanny Lewald in diesen Jahren häufig Artikel im öffentlichen Interesse. Wie sie es im Jahre 1858 durch ihre Feder bewirkt hatte, daß die Berliner Museen auch am Sonntag dem Volke geöffnet wurden, so lieh sie ihr Wort

überhaupt sozialen Verbesserungen aller Art, plädierte für Frauengewerbeschulen, bemühte sich um die Errichtung von Teebuden für die arbeitenden Stände usw., vor allem aber verfocht sie nun auch außerdichterisch ihre Lieblingsidee, die Emanzipation der Frauen, und legte ihr Glaubensbekenntnis nach dieser Richtung vor allem nieder in zwei Schriften: „Osterbriefe für die Frauen", den deutschen Handwerkervereinen gewidmet, 1863 in der Nationalzeitung und „Für und wider die Frauen", 1869 bei Janke erschienen und dem warmen Frauenfürsprech John Stuart Mill zugeeignet.

Vom Jahre 1864 an, in dem Stahrs nach der in Weimar begangenen Shakespearefeier noch einmal gemeinsam Paris gesehen hatten, blieben, abgesehen von der Italienreise, ihre Sommerreisen in engern Grenzen. Der Harz, die Bäder Böhmens, die milde Luft Thüringens bildeten in den folgenden Jahren das Ziel beider. 1872 sah Fanny zum letztenmal gemeinsam mit Stahr die Schweiz, die letzten drei Sommer zu dessen Lebzeiten blieben auf Bad Liebenstein beschränkt. Ueberaus häufig finden sich in Fannys Briefen aus diesen Jahren Klagen über das Alter und der Preis der Jugend. Nach Jahren beständigen Leidens erkrankte Stahr in Bad Liebenstein im Herbst 1876 wiederum schwer, glaubte umsonst, durch Uebersiedelung nach Wiesbaden Heilung zu finden; es trat ein, was Fanny so lange gefürchtet und doch für unmöglich gehalten, was in ihr, der Glaubenslosen, die Sehnsucht nach einem Gott wachrief: „Es ist zu grausam, so vor der Endlichkeit all seines Glücks zu
a. Alw. 16.7.66 stehen!", der geliebte Lebensgefährte, ihr anderes Ich, wurde ihr entrissen. Stahr starb zu Wiesbaden am 3. Oktober 1876 und wurde am 5. Oktober in der für ihn und Fanny bestimmten Gruft daselbst beigesetzt.

Fanny war nun allein, wie damals, bevor ihr die Pforte Roms aufging und den reichsten Lebensinhalt erschloß. Und doch nicht so allein wie damals, als sie an der Grenze der Ju-

gend stand, kaum mit dem ersten jungen Ruhm geschmückt und ungewiß, wie weit das Leben und ihre schöpferische Kraft sie tragen würde. Jetzt hatte sie sich doch einen Namen von gutem Klang erworben, von dem sie sogar glaubte, ja nach den Ovationen, die ihr ständig gemacht wurden, glauben mußte, daß er nie verhallen würde. Die Trauer um Stahr war groß, doch richtete sie sich auf in der Sonne seines und ihres Ruhmes, und war auf der andern Seite ruhig und durchaus mit sich zufrieden, denn „was ein Mensch dem andern mit Hingebung seines ganzen Wesens und Aufbietung seiner ganzen Kraft aus Liebe zu sein und zu leisten vermag, das habe ich gewährt". a. Alw. 11.6.77

Das Jahr 1877 findet Fanny Lewald wieder in Rom. Nach langem Hin- und Hererwägen hatte sie sich im Oktober zur Italienfahrt entschlossen. Zwar kommen die Erinnerungen und stürmen gewaltig auf sie ein, aber mit ihrem gesunden Egoismus sagt sie sich: „Wenn der Mensch sein geistiges und Herzensglück nicht wieder schaffen kann, tut er weise daran, sich wenigstens äußeres Wohlbefinden soviel als möglich zu bereiten." Der 9 9.77 a. Alwin große Menschenverkehr in Rom verfehlt auch seine zerstreuende Wirkung nicht und an den jours fixes im Botschafterpalast und bei den verschiedenen Marchesi fühlt sie sich durchaus wieder in ihrem Element. Sie sonnt sich in Adolf Stahrs Berühmtheit und vergißt die eigene darüber nicht.

Nach der Rückkehr nach Deutschland muß die eigene Arbeit eine Weile ruhen. Fanny Lewald hat vollauf zu tun mit der Ordnung von Stahrs Nachlaß und einer Neuauflage seiner Schriften, die ihr eine anständige Summe einträgt. Sie sehnt sich aber sehr nach eigenem Schaffen, dem einzigen, das sie die Einsamkeit vergessen lassen kann. Das literarische Erträgnis während der letzten Leidensjahre Stahrs hatte sich beschränkt auf kleine Erzählungen und Gelegenheitsarbeiten. Mit der neu erwachenden Schaffenskraft setzt Fanny diese Art der Arbeit zunächst fort, in erhöhtem Maße. Es erscheinen Plaudereien in

Form von Briefen, die besonders in der Kölnischen Zeitung gedruckt werden, Novellen und Erzählungen, Römische Briefe, in Westermanns Monatsheften, deren eifrige Mitarbeiter Fanny Lewald und Stahr seit Jahren gewesen, Briefe aus Kopenhagen, aus Sorrent, „Vom Sund zum Posilipp". Dazwischen entstehen, typisch für das Greisenalter, vereinzelte Erinnerungsblätter und Lebensskizzen über verstorbene liebe oder bedeutende Menschen, Heine, Liszt, Fürst Pückler-Muskau, die Ungher-Sabatier, Johanna Kinkel u. a., die dann 1888 in Berlin zu einem Bändchen, dem letzten von Fanny Lewald, gesammelt erscheinen: „Zwölf Bilder nach dem Leben". Nur ein größeres Werk, „Helmar", ein Künstlerroman, wie der 1874 erschienene „Benvenuto", wird während dieser Zeit 1879 vollendet; im ganzen schreibt Fanny ihrem jüngsten Stiefsohn Adolf: „Ich habe seit Vaters Tod mehr gearbeitet, als in den sechs bis acht
14. 3. 83 Jahren vorher." Der gute Name, den sie als Schriftstellerin, ja als Dichterin, genießt, die Anerkennung, die sie überall findet, spornen sie zu immer weitergehender Produktion an. Das Alter tut ihr äußerlich nicht viel an, und sie empfindet stolz das Glück, daß noch jetzt der Verkehr mit ihr gesucht wird, und freut sich vor allem auch der Ehrungen, die ihr anläßlich ihres siebzigsten Geburtstages zuteil werden.

In einem letzten umfänglichen Werke, dem dreibändigen Roman „Die Familie Darner", zuerst in Hallbergers Romanzeitung, dann 1886 bei Janke in Berlin erschienen, erreichen Fanny Lewalds Kräfte noch einmal die alte Höhe. Es ist die Geschichte einer Königsberger Kaufmannsfamilie, mit einem reichen Kulturbild um den Jahrhundertbeginn, dessen Lebensgehalt aus Fanny Lewalds eigensten Erinnerungen stammt.

In den letzten Lebensjahren suchte die greise Schriftstellerin für die Sommermonate meist die Stille von Bergisch-Gladbach in der Rheinprovinz auf, wo sie dann auf dem Gute einer Freundin als Gast weilte, oder sie benützte die Quellen von Ra-

gaz zur Kur. Italien suchte sie im Jahre 1883 zum letzten Male auf, es immer mit der alten Liebe grüßend. Doch fallen ihr die weiten Reisen nachgerade beschwerlich, ein Augenleiden erschwert ihr auch das Arbeiten. Das Jahr 1883 brachte ihr zudem das Scheiden aus dem ihr liebgewordenen Hause an der Matthäikirchstraße 21, das den Glanz ihres Glückes gesehen hatte. Es sollte dem neu zu errichtenden Ständehaus Platz machen; der Umzug nach der Bendlerstraße 21 verursachte eine unliebsame Störung in dem geruhigen Greisenleben. „Ich bin für das alles nicht gemacht," klagt sie öfters mit Stahrs Worten, „meine Natur ist auf Jugend gestellt." Daß sie viele sterben sehen muß, auch von der jüngeren Generation, erinnert sie nur unliebsam an ihr eigenes bevorstehendes Ende; das zähe Festhalten am Leben, der Wunsch, Liebe zu ernten, auch wo sie keine gesät, die Empfindlichkeit gegen kleine Unbequemlichkeiten und Störungen, verstecktes Mißtrauen selbst gegen ihre nächsten Angehörigen, das vorsichtige Fernhalten jedes fremden Leides sind Zeichen eines stetig wachsenden kalten Greisenegoismus.

Einen Monat vor der Beendigung ihres letzten Romans starb nach längerm Siechtum auch ihre bedeutend jüngere Schwester Jettchen, mit der sie seit Jahren zusammengelebt und die ihr die liebste unter den Schwestern gewesen war.

Im Winter 1888/89 warf eine schwere Erkrankung Fanny Lewald selbst darnieder, von der sie sich nicht mehr recht erholen konnte. Eine stockende Herztätigkeit, die ihr schon immer zu schaffen gemacht, da sie früh sehr stark geworden war, blieb zurück. Unüberwindliche Niedergeschlagenheit und völlige Hoffnungslosigkeit bemächtigten sich ihrer angesichts des drohenden Endes. Sie glaubte in Dresden noch Heilung zu finden und reiste schwerkrank dorthin. Nach qualvollen Tagen wurde ihr dort im Hotel Bellevue am 5. August 1889 um 5 Uhr morgens ein schmerzloses Ende. Sie wurde an Adolf Stahrs Seite in Wiesbaden bestattet.

II. Persönlichkeit, Erlebnis und Weltanschauung

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen,
nur das Leben lehret Jeden, was er sei.
Goethe

Es war ein streng patriarchalisches Haus, aus dem Fanny Lewald hervorging. Und über ihre Kindheit herrschte der unbeugsame, unnachsichtliche Wille des Vaters. Ihm ordnete sich alles unbedingt unter: die Mutter, die Dienstboten, die Kinder. Er war ein tüchtiger Erzieher vom alten Schlag, er war gütig und voller Liebe für alle. Aber Freiheit gewährte er keine. Es ist verwunderlich, daß Fanny Lewald sich bis in die dreißiger Jahre hinein glücklich fühlen konnte im Vaterhause, daß sie die Hand des Vaters nicht als unerträglich empfand. Denn der alles beherrschende Grundtrieb ihres Wesens ist das Selbstbewußtsein, und das Prinzip, nach dem sie ihr Leben späterhin führte, die Selbständigkeit. Es ist undenkbar, daß diese erst wach wurde, als Fanny mit der Befähigung zu einem eigenen Leben vom Vater auch den Freibrief dazu erlangte. Sie hat manches aus der pädagogischen Methode ihres Vaters in reiferer Jugend als gewaltsam und demütigend empfinden müssen. Ueber zwanzig Jahre hindurch zwang der Vater dem unmusikalischen Kinde Musikstunden auf, und legte damit, welch guten Erfolg er wohl kaum bezweckt haben mag, den Grund zu unauslöschlicher Abneigung gegen allen musikalischen Dilettantismus. In ihrer Lebensgeschichte erzählt Fanny Lewald einmal, wie der Vater sie, das schon erwachsene Mädchen, von einer Abendgesellschaft heimholen ließ, weil sie vergessen hatte, die Türe zu schließen. Es muß bitter gewesen sein, wozu der Vater sie zwang, in den fröhlichen Kreis zurückzukehren. Fanny Lewald aber erzählt es ohne Bitterkeit. Sie mag in den langen Jahren, die zwischen dem Erlebnis und der Niederschrift lagen, verwunden worden sein. Auch mag die Verehrung für den Vater das Bewußtsein

der eigenen Persönlichkeit zum Schweigen gebracht haben. Denn so wie ihren Vater hat Fanny außer ihrem nachmaligen Gatten keinen Menschen mehr geliebt. Sie sah zu ihm empor, sie trug sein Bild in manches Werk hinein und hat es in Lorenz Darner bewußt verklärt. Ganz anders war, wie schon aus der Darstellung von Fanny Lewalds äußerm Lebensgange hervorgeht, ihr Verhältnis zur Mutter. Hier war die Tochter die Dominierende. Die Mutter war eine einfache Frau; sie hatte, obwohl aus guter Familie, nur die geringe Mädchenbildung ihrer Zeit empfangen. Und dies machte sich, nicht natürlicher Weise, aber in Fannys Art lag es begründet, in ihrem gegenseitigen Verhältnis geltend. Es ist nur eine mitleidige, herablassende Liebe, die Fanny für ihre Mutter an den Tag legt. Sie glaubte bei dieser eine Art Eifersucht auf ihre eigene sorgfältige Erziehung, auf das verhältnismäßig reiche und gründliche Wissen, das der Vater seinen Kindern überhaupt, der ältesten Tochter aber vor allem, zuteil werden ließ, zu bemerken. Dies aber ist wieder einer Mutter nicht natürlich, und dieser stillen, tätigen, liebevollen Frau, die für den Gatten und die Kinder buchstäblich ihre ganze Lebenskraft einsetzte, schon gar nicht. Wohl aber mag es ihr oft geschienen haben, als geschehe diese umfassende Mädchenbildung auf Kosten des Herzens, und vor dieser Uebermacht des Logischen und Verstandesmäßigen, wie sie sich mit einer einzigen Ausnahme zeitlebens bei Fanny Lewald über das Empfindungsleben geltend gemacht hat, mag der „altmodischen" Frau bange geworden sein. Besonders innig ist auch Fannys Verhältnis zu den Geschwistern nicht zu nennen. Mit Bruder Otto, dem Rechtsanwalt, der auch in Berlin lebte, verkehrte Fanny zwar viel, aber ohne besondere Wärme. Dazu mochte beitragen, daß ihr seine Frau nicht zusagte. Als dann bei Anlaß des Druckes der Lebensgeschichte die Geschwister Fanny Pietätlosigkeit und Indiskretion vorwarfen, entstand mit Otto ein Bruch, der sich nicht wieder schloß, und dessen Fanny

über Ottos Tod hinaus gedachte. Denn sie hatte nicht nur ein ausgezeichnetes Gedächtnis für tatsächliches Wissen überhaupt, sie vergaß auch eine Kränkung niemals. „Ich vergesse und vergebe es mir niemals, wenn ich einem Menschen unrecht getan habe, aber ich vergesse auch nicht, was man mir getan hat,"
22. 9. 62 schreibt sie in ihrem Tagebuch. Und das fühlt sich deutlich genug aus ihren Briefen heraus. Sie liebt es, lang Vergangenes immer wieder ans Licht zu ziehen und ein Mißton kommt dadurch auch in ihre liebevollsten Briefe. Vor allem ihrem Stiefsohn Alwin gegenüber tritt dies so recht zutage. Sie hat ihn, den ältesten Sohn Stahrs, ihrer innigsten Liebe versichert, aber jede kleinste Kränkung jahrelang lebendig erhalten. Um mit Menschen leben zu können, hätte sie auch vergessen lernen müssen. Dazu aber fehlt ihr ein Großes, sie spricht es aus in ihrem Roman „Eine Lebensfrage": „Versöhnung setzt gänzliches Vergessen des geschehenen Unrechts voraus, und dies Vergessen erfordert Liebe," Fanny hat nur zwei Menschen ganz unverbrüchlich treu geliebt: sich selbst und Stahr. Es sind ihre beiden großen Erlebnisse, von denen ich nicht zu sagen vermag, wie weit auch das zweite im ersten aufgeht.

Das Ich, nachdem es einmal frei geworden von der patriarchalisch-strengen Erziehung, wurde die oberste Instanz in Fannys Leben. Auf diesen Grundtrieb eines ungeheuren Selbstbewußtseins lassen sich ihre meisten Wesenszüge und Handlungen organisch zurückführen. „Eine der ersten Notwendigkeiten für den Menschen ist festes Beruhen in sich selbst," dieses im Tagebuch niedergeschriebene Wort zieht sich wie ein roter Faden durch Fanny Lewalds Leben und Werk. Unter diesem Aufsichberuhen aber versteht sie nicht nur das stoische Gleichgewicht, in Heil und Anfechtung durch nichts erschüttert, sondern sie erblickt das Gute und Richtige immer im eigenen Ich und seiner Auswirkung, sie ist fast immer mit sich zufrieden, sie kennt keine Zweifel und kein Bereuen. Wer aber, wenn anders er ein

Mensch und Kämpfer war, darf sich rühmen, wie sie es getan: „Ich habe mein Gewissen immer bei den Anfängen meiner Handlungen zu Rate gezogen, und darum in meinem ganzen Leben noch nichts zu bereuen gehabt." Dies Ideal des Mitsich-selbstfertigseins, das Fanny Lewald als höchstes Lebensziel aufstellt, mag viel für sich haben. Es ist wohl leicht, sich zu feien gegen eine Welt voll Widerstand, wenn man sich selbst als unantastbares Idol auf ein Piedestal setzt; die schwersten und ehrenvollsten Kämpfe sind es nicht, die sogleich, wie es bei Fanny Lewald geschieht, zu eigenem Nutz und Frommen entschieden werden. Weit besser als Fanny Lewalds selbstzufriedenes: „So, wie ich bin, fühle ich mich im Recht. Und ich gehe weiter den kurzen Weg noch unentwegt, mir selbst getreu bis zuletzt," klingt Marie v. Ebners: „Weiterstreben, seinen Standpunkt immer verändern, immer neue Gegenstände erblicken, immer reinere Aussicht gewinnen; in ihm liegt das Glück, liegt der Friede, nicht im Erreichen; dieses ist nur ein Moment, jenes ist Dauer."

Tageb. 10. 7. 58

22. 1. 1888

Aber klingt denn dies Wort nicht merkwürdig ähnlich manchem Ausspruch Fanny Lewalds selbst in den „Wandlungen", mancher Sentenz über Stillstand und Entwicklung? Ist nicht jener Roman aufgebaut auf das Wort „Unwandelbarkeit ist Beschränktheit"? Finden sich dort nicht Sätze wie die: „Eisernes Festhalten an demjenigen, was man e i n m a l für recht erkannt hat, kann Verbrechen und Schwäche werden" und „Ein Mensch, der unwandelbar in seinen ererbten Meinungen oder in seinen einmal gefaßten Ansichten verharrt, ist vollkommen unfähig, der fortschreitender Menschheit irgendwie zu nützen"? In ihren Bestrebungen hat Fanny Lewald diese Worte ja in Tat umgewandelt, und in dieser Beziehung kann man nicht sagen, Fanny Lewald, die Schriftstellerin, und Fanny Lewald, die Persönlichkeit, seien zwei. Aber nur den Traditionen und Vorurteilen glaubte sie Dauer absprechen zu müssen; sich selbst und ihre Er-

W. I, S. 265

kenntnis ließ sie unangetastet und unangezweifelt, ungebrochen und unbesieglich. Darin lag für sie ein guter Kern und die Sicherheit des Sieges. Hier sind die Wurzeln auch des Sichbehauptens gegenüber den Menschen, deren Treiben sie ruhig zusieht und es durchschaut, weil ihr, wie sie einmal an Stahr schreibt, „weder im Leben noch im Arbeiten etwas aus Versehen
30. 4. 46 geschehe". „Sie alle wissen nicht, wie genau ich weiß, was ich will."

Ein fruchtbarer Zweig dieses Insichberuhens ist auch die Selbstbeherrschung, die Fanny Lewald die erste aller Tugenden nennt. Daß auch Selbstverleugnung Hand in Hand mit dieser gehen kann, ja gehen muß, ist damit nicht gemeint. Selbstbeherrschung übte die Verstandesmäßige wohl, wo es ein Gefühl für andere zu unterdrücken galt, nie aber, wenn dadurch die schrankenlose Auswirkung ihrer Persönlichkeit, die Befriedigung der eigenen Wünsche in Frage gekommen wäre. Es sind der schlimmen Triebe mehr, die auf dem Stamme dieses starken Selbstbewußtseins erwuchsen. Und ihr hervorragendster ist die maßlose Selbstherrlichkeit Fanny Lewalds im Leben und im Dichten. Sie ist sich ihrer Bedeutung als Schriftstellerin mehr als bewußt, wenn sie ihres Bruders Absicht, sein Kind nicht auf den Namen Fanny zu taufen, durchaus billigt, weil Fanny Lewald zu heißen, dem Kinde Verantwortlichkeiten auferlege, die es
a. St. 28. 3. 52 drücken würden, wenn es unbegabt wäre. Wie groß ist der Abstand zwischen einer Louise v. François, die vor ihrem Erstlingswerk bescheiden-verwundert stand und sich gerne mit dem blinden Huhn verglich, das auch einmal ein Korn gefunden, und Fanny Lewald, die schon vor dem ersten Federstrich an einem Werk stolz zu sagen wagte: „Ich will ein Tagebuch schreiben und daran soll sich die Nachwelt erheben. Die Mitwelt, die große, ganze Mitwelt, ist dafür nicht reif. Die Aus-
a. Stahr 9. 47 erwähltesten würden es verstehen und neiden." Aber nicht nur auf ihre geistigen und menschlichen Qualitäten, wie ihre „rasche

und sichere Beobachtung, ihr Talent der Kombination, ihre Pflichttreue und Selbstbeherrschung, ihre Ruhe" usw. ist Fanny Lewald maßlos stolz, sondern auch auf den Grad ihrer äußern Bildung, indem sie sich gerne abhebt von dem Dünkel des eiteln Dilettantismus, wie er „Küstern, Apothekern, Kunsthändlern, kurz allen denjenigen eignet, die mit der Wissenschaft oder der Kunst in untergeordneter Weise zusammenhängen". So verallgemeinernde und ausschließliche Urteile fällt Fanny Lewald gern. Kann sein, daß ihr von solcher Seite gelegentlich ein weniger günstiges Urteil über ihre Werke zukam. Tadel aber konnte sie absolut nicht ertragen. Daß jemand eine eigne Meinung ihr gegenüber behaupten mochte, war ihr geradezu unverständlich und unerträglich. Die Intoleranz ist, und das sticht seltsam ab gegen ihre Verherrlichung der Vorurteilslosigkeit, eine ihrer hervorragendsten Eigenschaften. Nirgends tritt das wohl so zutage, wie in ihren Briefen an Alwin und den darin ausgesprochenen Erziehungsgrundsätzen. Daß dieser einmal ein Buch nicht goutieren kann, das sie und Stahr ihm empfohlen, „trifft sie wie ein Schlag"! Vortrefflich weist auch ein Brief Gottfried Kellers auf diesen Zug hin, wenn er an Hettner schreibt: „Ein stiller bescheidener Professor wagte etwas über den neuesten Roman der George Sand zu sagen, als die Fanny sich großartig vom Sofa erhob und verkündete: „Ich dächte, mein Herr, i ch hätte hier auch ein Wort mitzusprechen." Vor allem aber vertrug sie keinen Tadel. Wer je einen solchen äußerte, mit dem war sie für immer fertig. Das beweist in amüsanter Weise der kurze Briefverkehr, den Fanny Lewald 1871 mit Paul Lindau, dem Redaktor des „Bazar", führte. Er hatte sie zur Mitarbeiterschaft an seiner Zeitschrift aufgefordert. Sie aber verlangte vor allem Aufklärung darüber, ob es stimme, daß er einmal einen „leichtsinnigen und beleidigenden Artikel" gegen sie geschrieben habe. Er wahrt sich die Freiheit der kritischen Einstellung zu Arbeiten seines Blattes und belegt

Tageb. 7.7.75

Tageb. 4.3.77

3.8.53 (Ermat. II, 315)

dies mit Beispielen, Laube, Geibel, Heyse, Spielhagen. Fanny Lewald: „Ich kann und werde mich nicht dazu verstehen, an einem Blatte mitzuarbeiten, in ihm zu unserer Nation rein didaktisch oder in der erheiternden Form der Dichtung zu sprechen, ihr in demselben das Beste darzubringen, was ich weiß und kann und bin, mit dem Vorbehalt des Redaktors, daß der erste beste, der sich nicht nennt, mir eine Grimasse macht, wenn ich den Rücken wende." Lindau macht den Beschluß des charakteristischen Briefwechsels: „Ich tröste mich über meine mangelnde Würde einigermaßen mit dem Ausspruch La Rochefoucaulds: la gravité est la qualité de ceux qui n'en possèdent
9. 5. 1871 point d'autres."

Spaß verstand Fanny Lewald also in solchen Dingen, wie überhaupt, nicht, und es war ihr daher am wohlsten in den Kreisen, die ans Räuchern gewöhnt sind, in den aristokratischen. Im Gegensatz zu ihren Schriften, die sämtlich auf die Dekadenz des Adels und das Kommen des dritten Standes, die Verherrlichung des Selfmademan, hinweisen, hat Fanny im Leben sich nirgends lieber aufgehalten, als in den Zirkeln der Aristokratie. Hier wurde ihr nun allerdings eitel Lob und Bewunderung zuteil, und über den schmeichelhaften Urteilen von Fürstlichkeiten, Oberbürgermeistern und Konsistorialräten vergaß sie, daß nur das Urteil der Besten in der Zeit den Maßstab für den wahren Wert bilden kann. Im Laufe des Zusammenlebens mit Stahr erfuhr Fanny Lewalds Selbstherrlichkeit nur insoweit eine Dämpfung, als ihre Glorifikationen sich nun auch auf ihn ausdehnten. „Ich habe sehr viele und bedeutende Menschen kennenlernen," schreibt sie an Alwin Stahr, „und doch keinen, der an Tiefe und Schnellkraft des Geistes, an dem raschen, tiefen Erfassen der Dinge und der Gedanken Vater zu vergleichen
11. 10. 77 wäre." Und damit beginnt nun jenes in der deutschen Literatur einzigartige Posieren in der Gesellschaft, jenes Kompaniegeschäft des gegenseitigen Berühmtmachens, wie es Meister Gott-

fried so unvergleichlich wiedergegeben in der Szene im Wirtshaus zwischen Kätter Amrein und Viggi Störteler, und über das er auch in Briefen sich ausgesprochen hat, als über eine lächerliche und ihm widerwärtige Erscheinung.

Nicht minder unerquicklich als diese maßlose Selbstüberhebung Fanny Lewalds berührt der andere aus dem Selbstbewußtsein entsprossene Zug; eine Verherrlichung des Egoismus, wie sie wohl bei keiner dichtenden Frau sich in ähnlich hohem Grade findet, zieht sich durch ihr ganzes Leben. Johann Jacoby, den Fanny Lewald überaus hoch schätzte, schrieb ihr einmal das treffende Wort: „Nur Ihr Geist ist liberal; Sie sind Ihrem ganzen Wesen nach die exklusivste Aristokratin. Sie dulden es, daß jeder auf seine Weise lebe, aber nicht in Ihrer Nähe." Das F. L. a. St.
trifft ihr Wesen besser, als was sie über sich selbst in blinder 1. 3. 48
Selbstverkennung äußert: „Die gewöhnliche Liebe ist egoistisch für sich, die rechte Liebe ist es für den Geliebten. Ich weiß es, daß ich für mich allein den Mut hätte, unglücklich zu sein." Ge- 11. 1. 52
rade das Verhältnis zu Stahr beweist mit schroffer Deutlichkeit, wie sehr sie sich hierin täuscht. In der Art, wie sie hier handelte, wie sie fremdes Glück und eigne Pflicht hintansetzte, um ihre Persönlichkeit und ihre Leidenschaft auszuleben, hat sie nur einen Ebenbürtigen in der deutschen Literatur, den ihr so verhaßten Friedrich Hebbel. Fanny Lewald war der Ansicht, daß Entsagung einmal fast immer unglücklich mache und den nicht glücklich, dem das Opfer gebracht werde. Und sie wußte es, daß Entsagung eine Eigenschaft sei, die man sich nicht geben könne. Sie hat sie zeitlebens nicht gelernt. „Der Egoismus ist die Waffe, das Horn, der Stachel, den die Natur dem Menschen gegeben hat. Er ist in den großen Charakteren Bedingung der Wirksamkeit, in den kleinen Notwehr; ... aber der Egoismus eines großen, starken Menschen ist viel leichter zu ertragen, als der Notwehregoismus schwacher Naturen." Und so wie sie es schon in ihren Tageb. 3. 49
besten Jahren ausgesprochen, als sie um Stahr kämpfen mußte,

„Die Achtung vor dem Egoismus wächst in mir von Jahr zu
Tageb. 3. 49 Jahr," ist es auch geschehen. Fremdes Leid hat sie nie tief erschüttert, ja sie hat immer die feige Scheu davor empfunden, die leidensunfähigen Menschen eignet. Das Wort in den Wandlungen ist ihr aus der Seele gesprochen: „Es ist nicht wahr, daß Leiden den Menschen besser macht. Es stählt ihn, aber es raubt
W. IV, S. 97 ihm unerbittlich die harmonische Schönheit." Und im Romane „Schloß Tannenburg" nennt sie die Entsagung nur „die Morgendämmerung zwischen der Nacht der Schmerzen und dem
S. 34 neuen Lebenstage". Die Kälte und Unempfindlichkeit gegenüber fremdem Schmerz wurzelt zum Teil darin, daß Fanny Lewald verstandesmäßig den intellektuellen Wert eines Menschen abwägt und danach den Schmerz proportional ermißt. Was sich numerisch nicht darstellen, logisch nicht erfassen läßt, existiert für sie nicht. Daß vor dem Ganzen das Glück und Unglück jedes einzelnen Menschen, sei er nun gewöhnlich oder außergewöhnlich, klein sein muß, daß aber keiner sich nur als Glied eines Ganzen empfinden kann und jedem seine Welt die Welt ist, begreift sie nicht. Ihr Unglück aber steht, wie sie selbst, über dem aller andern, wiewohl es uns erscheinen mag, als hätte nie ein wirklich tiefes Leid sie getroffen, oder vielmehr sie tief getroffen. Nicht was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus, sagt Marie v. Ebner-Eschenbach, und in der Art, das Erlebte zu empfinden, hat Fanny Lewald eine Parallele in einem Dichter des Münchner Kreises, mit dem sie in ihren letzten Lebensjahren viel verkehrte. Auch von Paul Heyse glitten Schmerz und Trauer ab, wie Wasser über Steine strömt. Die Lücken, die der Tod in den Kreis ihrer Angehörigen und Freunde riß, hinterließen in Fanny Lewalds Herzen keine langandauernden Schatten. Ihr Egoismus und die unverwüstliche Freude am Leben halfen ihr schnell darüber weg. „Lebens-
7. 11. 60 genuß ist es, was Menschen wie wir ihren Toten schulden," schreibt sie einmal an Stahr. Sie sah in ihrem langen Leben

manchen sterben aus ihrer und der jüngeren Generation. Mit einem zufriedenen „wenn wir nur leben bleiben füreinander" geht sie dann stets zur Tagesordnung über. Der Verlust Stahrs ist das einzige, was sie wirklich schreckt. „Ich kenne nur ein Unglück, das unherstellbar ist, der Verlust eines Menschen, der unser Glück ist, in dem unser Leben seine Grundbedingung hat." a. Alw. 21. 12. 1877
Vom festen Glauben an Stahrs Tod hält sie aber lange die naive Zuversicht ab, daß das Schicksal ein so vollkommenes Glück ja gar nicht zerstören w o l l e. Wohl erlahmt dieser Glaube allmählich mit dem Jahre lang dauernden Kränkeln Stahrs. Die Gewohnheit kommt dazu, und fast unversehens tritt dann in ferner Zeit dieser Augenblick an sie heran. Wohl ist sie erst überwältigt von dem Schmerz, „Der Sturm, der über mich hingegangen ist, hat mir das Steuer zerbrochen und die Masten zerschmettert, und ich habe alle Not, das Wrack zu retten," wohl a. Alw. 22. 11. 77
brechen die Erinnerungen machtvoll und leidvoll herein, wenn sie die Stätten wiedersieht, die sie in ihrem Glück gesehen, aber sie hat doch den Mut, ja sie hat Lust, diese wieder aufzusuchen; es zieht sie sogar nach Rom. Ihre innere Gesundheit und ihre Selbstliebe sind zu groß, als daß der Verlust eines Menschen, und wäre es des geliebtesten, sie dauernd brechen könnte. Das objektive Betrachten und Beschauen dessen, was sie verloren, und hier kommt schon wieder das verstandesmäßige Kontrollieren eines innern Erlebnisses zu seinem Recht, führt zu dem Ergebnis, daß kein Mensch imstande wäre, die Größe ihres Verlustes zu verstehen. Und über diesen vermag ihr die Erwägung fortzuhelfen: „Es waren zwei eigenartige Menschen unter eigenartigen Bedingungen zusammengekommen, durch Erleben und Leiden, durch Leidenschaft und Liebe, durch Gemeinsamkeit des Denkens und Schaffens zu e i n e m Menschen geworden. Das kommt selten vor, selten wieder, es war." Und die Pflicht des Lebensge- a. Alw. 9. 9. 77
nusses, die Pflicht gegen das eigne Ich, spricht auch hier wieder ihr heilendes Wort: „Wenn der Mensch sich sein geistiges und

Herzensglück nicht wieder schaffen kann, tut er weise daran, sich wenigstens äußeres Wohlbefinden soviel wie möglich zu be-
a. Alw. 9. 9. reiten."
1877 So mögen wir Fanny Lewald nicht recht glauben, wenn sie ihr Leben als besonders prüfungsreich darstellt. „Wenn man so alt ist", schreibt sie im Jahre 1876 an Alwin, „und so viele Schicksalswandlungen erlebt hat, kommt man sich vor, wie die Veteranen der großen Armee, die nicht leicht etwas erschreckt." Zwei Jahre später wendet sie ein ähnliches Bild auf die Wechsel-
Tageb. 15. 7. fälle ihres Lebens an: „Die Offiziere, welche für den General-
1879 stab bestimmt sind, müssen in allen Waffenarten gedient haben! Mich muß der Himmel wohl für den Generalstab des L e b e n s bestimmt haben, weil er mir keine, aber k e i n e Art von Wider-
Tageb. u. Br. wärtigkeiten erspart!" „Und es ist dann doch auch etwas Rechtes
a. Alw. 15. 7. 74 geworden," fügt sie immerhin befriedigt hinzu. Wenn es wahr ist, daß die Schmerzen nur so groß sind, als sie jedem Menschen erscheinen, kann Fanny Lewald gewiß nicht von einem besonders leidensreichen Dasein sprechen; ihre eigenen Ausdrücke „Widerwärtigkeiten und Sorgen" zeigen am deutlichsten den Grad dessen, was ihr am schwersten zu ertragen war. Es erscheint auch hier fast nur als das ewige Bemühen, sich selbst in den Vordergrund zu rücken, wenn nicht nur ihre Taten, sondern auch ihre Leiden als gewaltig und außergewöhnlich dargestellt werden. „Selbst wo ich gelitten, habe ich niemals um Kleines oder Geringes gelitten, und meine Schmerzen sind groß, stark
Tageb. 24. 3. und rein gewesen." Ihre Kindheit war sorglos und sonnig. Ihre
1861 Mädchenjahre trübten zwei Liebeserlebnisse. Das erste fand sie nicht reif genug, sie vermochte es wegzulachen und wegzutanzen; die Liebe zu Heinrich Simon ging ihr zwar lange nach, aber sie sah sich nicht ungern in ihrem Unglück, und die Art, wie sie die Nachricht von der Aussichtslosigkeit ihrer Liebe aufnahm, berührt fast komisch. Sie wollte sich den Tod holen, indem sie sich erhitzt im leichten Ballkleid aus dem Fenster — lehnte, holte sich

aber nur einen Schnupfen. Völliges Vergessen brachte dann dieser Enttäuschung die zunächst ebenso aussichtslose Liebe zu Stahr. Doch auch diese nennt Fanny später, da sie längst in glücklicher Ehe mit Stahr lebte, „ein *schönes* Unglück". Es bleiben also a. St. 24.6.58
noch die Leiden, die dem Menschen so oft Schmelz und Jugend rauben, die Kämpfe mit sich, mit Gott, mit eigenem Vermögen oder Unvermögen. Diese aber hat Fanny Lewald nicht erfahren. Sie fühlte sich ja immer fertig und mit sich zufrieden, und das ist es, was ihr Wesen im Grunde uninteressant macht, es sind keine abgegrenzten Phasen im Leben ihrer Persönlichkeit, keine tiefgreifenden Entwicklungseinschnitte, keine Wandlungen, wie ihr eigener Lieblingsbegriff und ihr Lieblingswort lautet. Auch in religiöser Beziehung wurden ihr keine Kämpfe. Sie glaubte zu *wissen*, daß nichts sei, und mit dieser Verneinung gab sie sich zufrieden.

Seltsam aber ist es, daß solche Menschen, die sich gegen große Schicksalsschläge gefeit zeigen, ihnen zum mindesten nicht unterliegen, so überaus empfindlich sind kleinen Angriffen gegenüber, die wir Unannehmlichkeiten, Sorgen, Aerger, Mißgeschick nennen. Hier ist die schwache Seite von Fanny Lewalds Natur. Wohl sagt sie in unzähligen Briefen: „Ich klage nicht gern," aber die Jahre ihres Alterns sind *eine* große Anklage gegen die Natur. Wehe tut's ihr besonders, „des Lebens kleine Zierden zu entbehren". Eines fand Fanny Lewald, die Aufrechte, Mutige, Selbstbewußte, klein und mutlos. Das Alter besiegt die starre Festigkeit auch ihrer Ansichten. „Wie man sich auch dagegen sträuben mag, im Leben Konzessionen zu machen," schreibt sie schon im einundfünfzigsten Jahre in ihr Tagebuch, „es gibt einen Feind, dem man sie nicht versagen kann, das Alter." Sie 25. 6. 62
haßt das Alter nicht nur darum, weil es sie zwingt, Prinzipien umzustoßen, die sie felsenfest errichtet glaubte, von einem Wege hie und da seitlich abzugehen, den sie zeitlebens für den einzig richtigen gehalten. Nein, es ist vielmehr das Leid um den

Schmuck des Daseins, den das Alter mit kalter Hand zerstört; es ist die Klage darüber, daß man den Frühling im Jahre nicht festhalten kann, der Schmerz um Verarmung an Kraft, an Mut, an Selbstvertrauen, an Liebe. Sie nennt das Alter eine hoffnungslose Krankheit, und in ihren letzten Lebensjahren lehnt sie sich noch auf gegen den unaufhaltsamen Lauf der Zeit und die Zerstörungen der Natur. Wie Adolf Stahr vermag auch sie sich nicht in die Gesetze des Vergehens zu fügen. „Ich kann vieles begreifen, aber wie es zugegangen ist, daß ich eine alte Frau ge-
13. 4. 65 worden bin, kann ich nicht begreifen." Und nun kommt auch das Vereinsamungsgefühl bitter über sie. Nun muß sie Verständnis und Liebe bei der Jugend oft entbehren. „Die Alten sind den Jungen gegenüber wie eine Poststation, an der die Eisen-
ebda. bahn vorübersaust." Sie schilt die Menschen verständnislos und hart, die den Lauf der Natur mit Fassung ertragen und andern zu ertragen raten. Bis zuletzt ist ihr ungeheuer viel Verehrung und Anerkennung zuteil geworden; und die äußern Zeichen derselben, Blumen, Schriftstücke, Briefe, Geschenke, sind ihr immer lieb gewesen. Sie möchte nun aber mehr, sie möchte Liebe. Die große Menschenliebe jedoch hat Fanny Lewald nie beschwert. Vor allem und über alles hat sie ja sich selbst geliebt. Ich möchte wohl einen Blick werfen auf drei andere Frauengestalten der deutschen Dichtung, und Fanny Lewalds kalten Ich-Kultus vergleichen mit Annette v. Drostes still entsagender Liebe, mit dem großen Mitleidsgefühl der Marie v. Ebner-Eschenbach, mit dem schönen Mut, durch den die versäumte Natur der Louise v. François sich hilft. Fanny Lewald hatte in der Jugend und in der Vollkraft ihrer Jahre zu laut das Lob des Egoismus verkündigt, als daß sie sich nun schmerzlich wundern dürfte, die neue Jugend ebenso egoistisch zu finden. Sie fühlt, daß die Menschen ihr nur Liebes erzeigen, wenn sie nichts Wichtigeres zu tun haben, und daß sie keinem Alles ist. So sehr sie Schleiermachers viertes Mahnwort an die Frauen beherzigt hat, so we-

nig verstand sie das fünfte: Du sollst nicht geliebt werden wollen, wo du nicht liebst. Von all ihren Stiefkindern verlangt sie bis in den Tod höchste Verehrung und Dankbarkeit. Sie hatte wohl zuweilen die Ueberzeugung, daß es ihre Pflicht sei, Stahrs Kindern in etwas das ihnen geraubte Familienleben zu ersetzen. Sie tröstete sich aber schnell über dies unbewußte Reuegefühl mit dem sophistischen Bewußtsein, daß sie es doch schließlich gewesen sei, die die Kinder der Enge entrückt habe, in der sie sonst neben der Mutter in Oldenburg gelebt haben würden, zu des Vaters und ihrem Nachteil. Das Gefühl der Mütterlichkeit ging Fanny Lewald durchaus ab. Wie sie froh war, keine eigenen Kinder zu besitzen, die ihr nur zur Last gewesen und ihrer Arbeit hemmend geworden wären, so hat sie auch für die Mutterliebe, wo sie ihr begegnete, kein Verständnis besessen und sich darüber einmal in einem Briefe in überaus schroffer Weise geäußert. Die Familie als solche erschien ihr, trotzdem sie eine Jüdin war, und also aus Kreisen stammte, die die Familiengemeinschaft sehr hoch schätzen — war doch auch ihr Vaterhaus von echt patriarchalischem Geist beseelt gewesen —, vor allem andern als eine Versorgungsanstalt für die Geringen, deren Kosten die Begabten und Tüchtigen zu tragen haben. So haben wir auch ihr Verhältnis zu den Geschwistern als kein inniges erkannt. Die Schwestern, mit denen sie nach ihrem ersten römischen Aufenthalt in Berlin zusammenlebte, waren ihr nicht viel. „Ich habe mich an die beiden Schwestern nur darum gebunden," gesteht sie Stahr, „wie sich Ulyß an den Mast seines Schiffes befestigte." 9.47

Ganz untrennbar mit Fanny Lewald verbunden, ganz eins mit ihrem Wesen war nur Ein Mensch in ihrem Leben. Sie hatte in der Liebe alles auf eine Karte gesetzt, hier lebte ihre ganze Liebeskraft, ihre ganze starke sinnliche Leidenschaft sich aus.

Fanny Lewalds Lebensgang weist Ein starkes Erlebnis auf,

das ihr Wesen an der Wurzel ergreift und von Grund aus bestimmt, der unsichern Lebenslinie mit einem Male Richtung und Straffheit verleiht, die zum Teil noch schlummernden, zum Teil erst scheu und ohne viel Geschick geäußerten Gedanken klar und scharf und kampftüchtig macht und die Energie der Persönlichkeit die Feuerprobe bestehen läßt. Ein neues Leben, und nichts weniger, war es, was dem alternden Mädchen mit Stahrs Liebe zuteil wurde. Es war die Liebe schlechthin, die ein blasses Jugenderlebnis, das Verlöbnis mit dem Theologen, und eine unerwiderte Leidenschaft, die Liebe zu Heinrich Simon, verdrängte. Es ist selbsterlebt, was Fanny Lewald in den
Bd. IV, S. 312 „Wandlungen" ausspricht: „In der Ausschließlichkeit, mit der die Liebe den Augenblick für sich verlangt, mit der sie zum Vergessen drängt, liegt ihre regenerierende Kraft, denn jede rechte Liebe tilgt die Vergangenheit im Herzen aus." An dem Spalier der unglücklichen Liebe zu Heinrich Simon war ihre Frauennatur mächtig emporgewachsen, und wie die Vorahnung von Größerm zieht es durch ihre Seele, als sie einsam und nicht mit der sichersten Zuversicht an der Schwelle der Jugend steht. „Was blühte wohl in meiner Seele auf an erotischer Pracht, wenn der Liebe Frühlingstau in mein verschmachtendes Herz hinabträu-
Tageb. 27.4.45 felte?" Jetzt gewann sie der Liebe Resonanz in einem Herzen, wie sie es ersehnte, sie gewann sich selbst höhern Wert und tieferes Leben: „Ich war recht wenig," schreibt sie einmal an Stahr, „ehe deine Liebe mich zum Leben erweckte. Ganz kalt und denkend habe ich sonst zugesehen, wo ich jetzt bebe und
1. 1. 47 weine . . ." Und an Amely Bölte schrieb sie: „Mir ist die Liebe der Schlüssel Salomonis, der mir die Tiefen der Weisheit erschließt und mir das Verständnis von Welt und Menschen gegeben hat, wo es mir fehlte."

Es war eine Liebe, die Kampf brachte. Fanny Lewalds energische Natur war ja aber darauf gestellt. Sie ließ sich nach Schleiermachers Wort weder halten, noch ging sie zugrunde.

Wenn anders sie die „Jenny“ und die „Lebensfrage“ aus
Ueberzeugung niedergeschrieben hatte, so mußte, trotz vorüber-
gehender Gedanken an Verzicht, das Erleben die Bahnen ein-
schlagen, die es, Gesetz und Vorurteil, ja die Pflicht durchkreu-
zend, eingeschlagen hat. Wie leidenschaftlich klingt das Wort
aus der „Jenny“: „Der Kampf um Liebe ist ein unerbittlicher
Kampf, ein Kampf um Leben und Tod. Und wenn zwei Unglück-
liche auf dem Meere schiffbrüchig umhergetrieben werden, wird
man den verdammen, der, um sich zu retten, den andern hin-
unterstößt?“ Sie w o l l t e nicht verzichten, um einer Fremden
willen, da, wo sie die Wurzeln und die Grundbedingungen ihrer
Kraft erkannt hatte. „Wer sich selbst Gesetzgeber ist, der ist sich
auch Richter,“ schreibt sie an dem Tage in ihr Tagebuch, da
sie in freier Liebe Stahr anzugehören begann, und beweist sich 25. 11. 1848
selbst damit, was sie in der „Lebensfrage“ ahnungslos prokla-
miert hatte: „Jede wahrhafte Liebe trägt wie ein Gottesurteil
ihre Freisprechung in sich,“ und was George Sand in der
„Indiana“ ausgesprochen: „L'amour est un contrat aussi
bien que le mariage.“ Was ihr noch vor kurzem als Unmög- p. 61
lichkeit erschienen war, dem wuchs und strebte sie nun entgegen,
einer auch von Recht und Gesetz geheiligten Verbindung. Sie
bekennt freimütig, daß es ihr noch an Kraft gebricht, ihre Ideen
auch zu leben, allen Vorurteilen zum Trotz: „Wie die Liebe mich
demütig macht vor Dir, würde sie mich stolz machen den andern
gegenüber, und würde mich siegreich machen, hätte nicht die
Erziehung in bürgerlicher Abhängigkeit von der Meinung meine
eigentliche Kraft gebrochen.“

Daß Fanny Lewald dies erste große Kompromiß ihrer Ueber-
zeugung mit der Meinung der Welt einging, daß sie der bürger-
lichen Tradition dies Zugeständnis machte, setzt die Berechtigung
ihrer Liebe in unsern Augen entschieden etwas herab. Doch
mochte es ihr süß sein, im Gesetz zu ruhen, mochte es sie wohl
locken, die ideale Ehe, wie sie ihr vorschwebte, das „Einssein der

a. St. 9. 47 doppelten Menschennatur", für das sie unter Tausenden sich und Stahr für fähig erachtete, unter einem von der Gesellschaft geachteten Verhältnis darzustellen. Denn Fanny tat nie etwas für sich allein, und die Linke wußte immer recht gut, was die Rechte tat. So entstand denn, nach Ueberwindung vieler Hindernisse, die ideale Ehe, für die Fanny Lewald nicht das abgenützte Bild vom Baum, um den sich die Rebe rankt, braucht, sondern sie zwei kräftigen Bäumen vergleicht, mit engverschlungenen Aesten: „Aus gleicher Tiefe, frei und vereint zum Aether empor!" Daß sie sich aber auch vor deren Legalisierung ihrer Liebe vor der Welt nicht geschämt, dessen rühmt sie sich noch ein Jahr nach Stahrs Tode mit hartem Urteil über andere Frauen, die von der seltenen Liebe sprechen, „als hätten sie was davon erkannt"! „Sie wollen lieber durch *diesen*, als durch einen andern Mann versorgt sein! Das ist's in neunhundertneunundneunzig Fällen unter tausend. Ich! Ich nahm Kränkung und Schmerz und sogar Schande über mich — ich hatte nichts von dem Geliebten zu erwarten, lange, lange Jahre

Tageb. 12. 12. 1877 hindurch. Wir beide durften von einer großen Liebe sprechen." Gottfried Keller war die Ostentation, mit der Fanny und Stahr ihr Verhältnis in der Gesellschaft produzierten, anstößig, und er scherzte darüber, daß beide „ihre noch immer behinderte Heirat den Abschluß des Kunstwerkes ihres Lebens und Liebens nannten".

a. Freiligrath 1854 (Ermat. II, S. 358)

Die Zukunft hat zum mindesten die so zur Schau getragene Liebe als echt dokumentiert. Vielleicht haben beide es nicht deutlich empfunden, oder wollten es sich wenigstens nicht eingestehen, daß der weichere Stahr der Anlehnung an die starkgeistige Frau unbedingt bedurfte, daß Fanny Lewald, die stets dominierende, ihrerseits in dieser Abhängigkeit von ihr eine beglückende Genugtuung fand. Tatsache ist, daß ein nie erkaltendes Gefühl beide aneinander fesselte; die Jahre nahmen nicht nur nichts davon, sondern sie vertieften es noch. In den fünfundzwanzig

Jahren ihrer Ehe waren sie kaum je auf Tage getrennt, und in diesen wenigen Tagen fühlten sie die Notwendigkeit des schriftlichen Kontaktes. Ja, als im März 1874 beide zugleich in verschiedenen Zimmern krank lagen, flogen Zettelchen hin und her, die fragten und Kunde gaben. In einem dieser Zettelchen bekennt auch Stahr:

In allem fast, was ich getrieben,
Bin ich ein Lehrling nur geblieben,
Nur in der hohen Liebe Kraft
Zu Dir bracht ich's zur Meisterschaft.

Daß auch alle Welt es wußte, was Fanny ausspricht: „Einer ohne den andern sind wir wirklich nur halb," bewies ihr vierundfünfzigster Geburtstag, der ihr Geschenke brachte, die Stahr sich gewünscht hatte. „Man hält uns eben für Einen Menschen," sagt sie darüber mit Selbstverständlichkeit. Und es ist begreiflich, daß Fanny wünscht, sie möchten einmal, wie Philemon und Baucis, zusammen einschlafen, „denn was der eine ohne den andern anfangen sollte, weiß und begreife ich nicht". 2. 1. 52

Dieses gleiche Streben und diese Liebe bis ins hohe Alter böten ein schönes Bild, wenn nicht Fanny Lewald aus ihrer Selbstbespiegelung und aus einer echt jüdischen Vorliebe für das hohe Pathos heraus sich darüber oft mit unerhörter Maßlosigkeit geäußert hätte. Es kann nicht anders als mit diesem jüdischen Wesenszug entschuldigt werden, wenn sie sich zu Ausdrücken versteigt, wie: „Du bist mein Heiland, der mich erlöst hat von der Unwahrheit und neugeboren durch seine Liebe," und 9. 47
„Gott und du seid ja eins, denn ich habe keine andern Götter neben dir!" Und ein unbegreiflicher Ausbruch entsteht aus dem 11. 2. 52
Bestreben, sich wie in der Tat- und Leidenskraft, so auch in der Liebeskraft hoch über die andern Menschen zu stellen: „Vor aller Augen möchte ich mich an deine Brust werfen und rufen: Betet an! Wir wissen, was die Liebe ist!" 1. 11. 48

Dennoch war es, so wenig dies auch nach außen scheinen
mag, gerade dieses und nur dieses Erlebnis, was Fanny Le-
wald zuweilen bescheiden und klein machte. „Zwischen Adolf und
mir besteht der Unterschied des wirklichen Wissens und des zu-
Tageb. 4. 3. 57 fälligen Könnens," und es bedeutet auch einen Sieg über ihre
Natur, wenn sie sagt: „Einen bedeutenden Mann sein eigen zu
nennen, sich an seinem Schaffen zu erfreuen, ist viel besser als
a. St. 29. 5. 47 eigener Ruhm." Sie weiß aber auch, daß ihr Gewinn auf
Stahrs Schaffen einen entscheidenden Einfluß hatte, daß auch
sie ihm viel gegeben, daß Hettner behauptete, er sehe es dem
kleinsten Artikel Stahrs an, ob er die Idee dazu in der Frei-
heit bei ihr oder zu Hause gefaßt hätte. Und sie ist stolz darauf,
daß, obwohl sie sich in dem, was sie geworden, unablässig als
sein Geschöpf empfinde, doch eine Seite in ihrem Wesen sich
ihm ebenbürtig fühle.

Das ist das Grunderlebnis Fanny Lewalds, mit dem ein
anderes aufs engste verknüpft erscheint.

Ahnungslos schrieb Fanny Lewald vor ihrer ersten Rom-
fahrt in ihr Tagebuch: „Was mir an Rom das Merkwürdigste
16. 5. 1845 sein wird, weiß ich voraus: daß ich selbst dort bin." Wie anders
klingt es, wenn sie genau ein Jahr später, nachdem sie in der
ewigen Stadt eine Welt voll Glück gewonnen und ihr mit
Stahrs Scheiden eine Welt voll Glück zerronnen war, nieder-
schreibt: „Ich freue mich, von Rom fortzukommen. Es ist qual-
voll, überall denjenigen zu vermissen, durch den uns ein Ort
30. 4. 46 a. St. zur Welt wurde." Damit ist für alle Zeit ihre Stellung zu dem
„heiligen, gelobten, geliebten Land, ihrem Höchsten, ihrem
Ideal", charakterisiert. Dennoch kann der Zufall, der in dieser
Stadt der geistigen Sehnsucht sie zugleich das höchste mensch-
liche Glück finden ließ, nur einen Trieb vertieft und gesteigert
haben, der sie zum erstenmal dorthin führte. Und nicht allein
diese Verklärung durch das Erleben kann das Bekenntnis der
a. Alw. 24. 3. 78 alten Fanny Lewald motivieren: „Es gibt keinen Ort, der mit

Rom irgend für mich zu vergleichen wäre." Ein weiterer Grund liegt sicher in dem, was uns am deutlichsten aus Fanny Lewalds Lebensgeschichte, dort aber auf Schritt und Tritt entgegenkommt: dem Verhältnis zu Goethe und dem unbedingten Hingegebensein in den Bann seiner Ansichten. Wie sie dort so vielfach bewußt in seinen Spuren ging, so tritt aus den Erinnerungen, Briefen und Reiseschilderungen sein Wort und Bild uns gar oft entgegen. Und wie es wohl kein menschliches Erleben und Verhältnis gibt, das nicht ein Wort von ihm umfassend wiedergäbe, so hat auch Fanny Lewald kaum eins beschrieben, ohne ihn zu konsultieren und zu zitieren. Hinter dieser etwas anempfunden scheinenden Rombegeisterung stand aber auch ein Stück eigenen Gefühls für Rom als Denkstätte, der eigene Sinn für das Große und Historische. Und zwar löste das Bewußtsein, an so glorreicher und monumentaler Stätte zu stehen, in Fanny Lewald ein ungewöhnliches Gefühl aus: „Die große geschichtliche Perspektive, welche sich in jedem Augenblick vor uns eröffnet, drängt uns sozusagen ein Gefühl der Unendlichkeit und der Allwissenheit auf."

Es ist das Eigentümliche an Fanny Lewalds Natur, daß nichts sie zu überwältigen vermag, was sie mit dem Verstande auf irgendeine Weise erfassen oder ermessen kann, oder erfassen und ermessen zu können glaubt. Ganz anders als Kunst und Geschichte wirkte die Natur auf sie. Und während sie in die flutenden Wellen der alten Roma immer wieder beglückt untertauchte — denn hier redete alles von Menschen, und Menschen hatten sie erbaut, und sie selbst stand als lebender, kräftiger, schaffender Mensch mitten drin —, so hegte sie eine unerklärliche Abneigung gegen das Meer. Vor diesem Mächtigen, Allbewegenden mußte sie sich klein und unvermögend vorkommen. Aehnlich wirkten die Berge auf sie, und wenn man die großen Reisen betrachtet, die das Stahrsche Ehepaar Jahr für Jahr ausführte, möchte man sich fragen, was außer dem gesellschaftlichen Getriebe Fanny Le-

wald darin gefunden habe. Sie hegte eine ausgesprochene Abneigung gegen das Wohnen in Tälern, weil sie ihr den Blick, den sie gerne freibehielt, einengten. Aber ebensowenig liebte sie die Berge, sondern einzig das freie, weite, ebene Land. Sie erklärt, sie könne wie Adolf „die aufdringlichen Naturschönheiten nicht
a. Alw. 24.8.81 leiden und möge das Riesengerippe der Erde nicht sehen". Stahr aber empfand weit mehr für die Natur, ja es war das einzige Reich, in das Fanny ihm nicht zu folgen vermochte. Stahrs Nichte führt diesen Zug auf das Jüdische zurück und schildert besonders interessant das Verhalten beider bei einem Gewitter. Stahr soll dann freudig erregt durch das Naturschauspiel auf dem Balkon gesessen haben, während Fanny, die starke, kräftige Frau, vor Furcht zum weinenden Kinde wurde, wenn ein Gewitter vorbeirollte. Auch hier fühlte sie sich machtlos einem großen Unbekannten gegenüber.

Denn dem im ganzen so streng und energisch geformten Bilde fehlen die Züge der Kleinheit und Schwäche nicht. Sie selbst zwar glaubt sich frei davon. Hieher ist auch ein kleinliches Mißtrauen zu rechnen, das aus zahlreichen Aeußerungen gegenüber ihren Angehörigen hervorgeht. Es brachte oft auch Mißstimmung und Entzweiung zwischen sie und ihre Stiefsöhne, ja der Bruch mit Alwin, den sie später, als er Kaufmann und Konsul geworden, oft in Geldangelegenheiten beriet, geht letzten Endes darauf zurück. „Ich war immer ein Sicherheitskommissarius," schreibt sie ihrem jüngsten Stiefsohn Adolf, „und werde es mit dem rasch
28. 2. 85 vorwärtsschreitenden Alter immer mehr." Wir wissen ja, daß sie ihre Kunst durchaus in den Dienst des Erwerbs stellte. Sie hatte den ganzen Haushalt lange Zeit allein mit dem Ertrage ihrer Feder bestritten, und war darauf mit Recht stolz. Sie hing aber sehr am Besitz, verstand sich auf Bankgeschäfte ausgezeichnet, hütete aber mit Vorsicht ihr Erarbeitetes, indem sie von dem Zug nicht frei war, sich immer etwas ärmer zu stellen, als sie es war. Und wenn sie auch bei Klagen ihrer Stiefsöhne mit Räten

sehr gerne bei der Hand war, wies sie dieselben doch vorsichtig immer auf ihr eigenes Emporkommen und ihre Lebensarbeit hin. So sparsam sie also andern gegenüber war — sie mahnte ihre Stiefsöhne immer energisch, wenn sie einen Brief ungenügend frankierten —, so gern gönnte sie sich selbst alles Gute. Und mit dem Ertrāgnis ihrer Tätigkeit war es ihr ja auch möglich, sich monatelang alle Kuraufenthalte und Bäder zu leisten, die ihr irgend nottaten. Sie sah es nicht ungern, wenn man sie beschenkte, und wußte die Gaben virtuos im Preise zu werten. Geradezu komisch wirkt eine Briefstelle, in der sie schreibt, ihr Bruder Otto habe ihr ein Geburtstagsgeschenk gemacht, das sie auf fünf Louisdors anschlage, und bestätigt mir einen kleinen Zug, den mir Adolf Frey von ihr erzählte, daß sie nämlich jedes Blumensträußchen erst am Fenster tarierte und die Wärme des Dankes danach einrichtete. Daß sie soviel auf oberflächliche Beweise der Anerkennung gab, beweist einen starken Zug zur Aeußerlichkeit. Hierin scheint auch begründet zu sein die große Vorliebe für Jahres- und Gedenktage, die sie mit ihrem vortrefflichen Gedächtnis stets wahrnahm; es wäre ihr wohl möglich gewesen, fast aus jedem Tag des Jahres ein Fest zu machen. Nicht nur auf jeden Geburts- und Todestag im ganzen Umkreis ihrer Freunde und Angehörigen weist sie in Briefen und Tagebuch hin; sie kennt auch jeden irgendwie bedeutsamen Tag des römischen Aufenthaltes und wohl fünfmal findet sich auf Briefanfängen nach dem Datum die Bemerkung: „Heute vor soundsoviel Jahren kam ich mit meinem Vater zum erstenmal nach Berlin." Diese sonderbare Vorliebe für Jahrestage wird aber ad absurdum geführt, wenn sie Stahrs erste Frau zur Feier von deren silberner Hochzeit beschenkt!

Kleine Liebhabereien und Neigungen, wie sie als Ausfluß eines wesentlich kindlichen Gemütes selbst bei bedeutenden Menschen oft bis ins hohe Alter vorkommen, fehlen Fanny Lewald dagegen absolut. Merkwürdig genug ist mir an ihr, daß sie noch

im hohen Alter des Tanzes in der Jugend als der höchsten
Poesie der Lebenskundgebung gedenkt, bei der sie sich des frohen
Daseins mit anhaltendster Befriedigung und Seelenleichtigkeit
bewußt geworden sei. Im übrigen hatte sie für Spiel und ähn-
liche holde Nichtigkeiten des Daseins, abgesehen davon, daß sie
in ihrer Jugend Autogramme gesammelt, zu denen ihr der Vet-
ter August Lewald manchen Beitrag leistete, keinen Sinn. Von
Kindheit an richtete sie ihren Sinn auf das Ernste und Geistige,
stellte unermüdliche Tatkraft, weil sie ihr zugleich mit großer
Widerstandsfähigkeit gegeben war, über alle andern mensch-
lichen Eigenschaften. „Das Tun ist alles im Leben," schreibt sie
in einem Briefe, „das Leiden findet sich nebenher," und weiter:
„Ich schätze an den Menschen ihr Empfinden und Denken viel
weniger, als ihr Tun und Handeln, und ich beurteile sie nur
a. Alw. nach dem letztern." Ihre eigene Lebenslinie bewegte sich, ihre
18. 11. 1858 große Liebesleidenschaft nicht ausgenommen, unter dem Regi-
ment des Verstandes. Wie sehr das von Einfluß gewesen sein
muß auf ihr Dichten, das sagt am deutlichsten ihr kategorischer
Ausspruch: „Wie in aller *Kunst*, so ist auch im *Leben* das
Unnötige immer ein Fehler und vom Uebel." Für den goldenen
Ueberfluß der Welt hatte sie keine Augen, und wenn die Natur
in ihren großen und machtvollen Schönheiten sie eher abstieß,
weil sie sie klein machte, so ist es bezeichnend für Fanny Le-
wald, daß sie Freude empfand an Naturerscheinungen, denen
gegenüber sie sich als stärker vorkommen mußte. „Wenn ich
Pflanzen durch die Lupe besehe, steigert sich meine Ehrfurcht
vor dem großen, ewigen Geheimnis, in dem wir leben, weben
Tageb. 1866 und sind, und mein Entzücken über die Schönheit des Unschein-
barsten. Denn", und hier liegt der Grund des liebevollen
Interesses, „das Ringen einer willensstarken Unfähigkeit ist
fürchterlich, wenn sie sich zur Erscheinung zu bringen trachtet."
Daß nur das verstandesmäßig Erfaßbare Sinn und Bedeutung
für sie hat, zeigt am besten auch ihr Verhältnis zur Musik. „Ein

Kantscher, ein Schillerscher, ein Goethescher Gedanke können in dem Leben eines Menschen eine große Wandlung hervorbringen, — eine Beethovensche, Mendelssohnsche, Bachsche musikalische Phrase kann das nun und nimmermehr." So kommt es, Tageb. 6. 1. 78 daß nicht die Musik ihr im Uebermaß der Leidenschaft, in Liebe und Schmerz zum Symbol zu werden vermag, sondern daß sie dieses in der bildenden Kunst und in der Literatur sucht. Auch im höchsten Ueberschwang der Gefühle steht ihr immer noch ein Goethesches Wort, ein Bild aus der antiken Kunst oder Mythologie zu Diensten.

Fanny Lewald hat sich oft über ihr Ideal der Lebensführung ausgesprochen, und dieses auch hat einen gewissen ästhetischen, an große Vorbilder erinnernden Zug. Schön und aufrecht leben ist ihr Grundsatz, der eigentlich wenig Ursprünglichkeit und Daseinsfreude ausspricht, weil er von keinem engen physischen und psychischen Zusammenhang mit den Erdendingen redet, die ihr doch nicht so gleichgültig waren. Und sehr von der Klassik abstrahiert klingt das Bekenntnis ihres Lebensideals: „Wahrheit, Freiheit, Schönheit, das ist die Dreieinigkeit, die heilige Ausströmung des Weltgeistes, an die ich glaube und wirke in ihrem Sinne, soweit ich es vermag, für Mit- und Nachwelt." Es ist Tageb. etwas durchaus Epigonenhaftes in solcher Anschauungs- und 30. 12. 93 Ausdrucksweise, wie sie auch Platen, bezeichnenderweise Fanny Lewalds Lieblingsdichter, und dem jüngern Zeitgenossen Paul Heyse eignet, etwas Welt- und Wirklichkeitfremdes, etwas blutlos Abstraktes, das mit Fanny Lewalds ureigenstem Wesen, sie war doch auch eine stark sinnliche Persönlichkeit, wenig gemein hat. Die Ehe mit Stahr wird als eine Art idealer Vereinigung zum Zwecke der Weltverbesserung empfunden, wenn Fanny von sich und ihm behauptet: „Unser Ziel ist die Entwicklung der Idealität in uns und den Menschen." Dieser Zug zum Großen, Hohen, die Vorliebe, geistig zu dominieren, konnte sich bei Fanny so recht auswirken in der Ehe mit Stahr, die ihr

die volle geistige Selbständigkeit ließ, deren sie als Lebenselement bedurfte, und die nächst ihrer Liebe ihr höchstes Glück ausmachte. „Für das, was man stilles Glück nennt," bekennt sie in einem Briefe, „für das beschränkte Leben an der Seite eines gewöhnlichen Mannes, fühle ich mich nicht geschaffen; ich müßte einen Teil meines geistigen Lebens dabei opfern und könnte keinen Ersatz dafür finden. Denn so einfach ich bin und so bereitwillig ich für meinen Haushalt sorge, so ist meine Welt doch eine andere und ich muß andere, weitere Kreise sehen, will ich nicht
a. Alw. 23. 5. geistig müde und abgespannt werden."
1855 Es ist an ungeheurer Energie allerdings ein bewundernswerter Schatz in ihr vorhanden. Es ist fast unbegreiflich, wie neben ihrer vielseitigen Inanspruchnahme noch die umfänglichste Leistung einer Schriftstellerin, und die allein kennt ja die Oeffentlichkeit, und der Briefschreiberin Raum hat. Fanny Lewald war auch stolz auf ihre Vielseitigkeit, die ihr aber Bedürfnis war. „Ich darf mich nicht zufrieden einleben in die Bürgerlichkeit,
23.5.55 a. Alw. die mich umgibt, sonst ist's mit meinem Schaffen nichts." Viele Menschen zu sehen, war ihr Lebensbedürfnis und Verjüngungsquell. „Nichts bringt so reiche Zinsen, als anständige und edle
14. 5. 1862 Geselligkeit im Hause und ein bewegter Menschenverkehr," schreibt sie an Alwin. Daß diesem Freundesverkehr das innere Band, die Tiefe und Innigkeit, durchaus fehlte, und daß der Zweck zum Teil ein egoistischer war, nämlich von jedem das zu gewinnen, was einem nottat und zusagte, zeigt eine spätere Aeußerung an Alwin: „Wir machen die Erfahrung aufs neue, wie nützlich, anregend und befruchtend ein Leben in immer neuen Menschenkreisen ist, und wie recht unsere beiden alten Freunde Pfuel und Pückler hatten, wenn sie immer behaupteten, Wechsel des Ortes und der Umgebung sei das beste Mittel, vor dem
20. 9. 72 geistigen Altwerden zu schützen." Ibsen dagegen sagt in einem Briefe: „Wenn man in einem innigen Persönlichkeitsverhältnis zu seiner Lebensaufgabe steht, kann man eigentlich nicht verlan-

gen, seine Freunde zu behalten . . . Freunde sind ein kostbarer Luxus; und wenn man sein Kapital für einen Beruf und eine Mission hier im Leben einsetzt, so hat man nicht die Mittel, Freunde zu halten." Fanny Lewald waren die Freunde der Resonanzboden ihres Ruhmes und unerläßliches Bedingnis für ihr soziales und schriftstellerisches Wirken. Es gibt wohl kaum eine zweite Persönlichkeit in der deutschen Literatur, die so viele Freunde besaß — und so wenig für die Freundschaft im höhern Sinne geschaffen war. Man könnte wohl ihren Gatten Stahr als d e n Freund Fanny Lewalds bezeichnen, wenn nicht der Umstand, daß eigentlich erst von beider Zusammensein an der ungeheure Verkehr datiert, zeigte, wie wenig beide im Grunde geeignet waren, sich alles zu sein. Fanny Lewald war nach ihrem ganzen selbstherrlichen und egozentrischen Charakter für die Freundschaft nicht geschaffen. Wie großen Teil an dem Verhältnis zu Johann Jacoby und Heinrich Simon, die Fanny ihrem Gatten an die Seite stellt und sich an dem Glanze der Anerkennung durch diese drei in ihren Augen bedeutendsten Männer des Jahrhunderts sonnt, die Stammesgemeinschaft und die Verwandtschaft haben, läßt sich nicht feststellen, er ist aber sicher nicht gering. Auffallend ist auch, daß Fanny Lewald entschieden zur männlichen Gesellschaft hinneigte, thronte sie doch oft an den Montagen in der Sofaecke vor zwanzig bis dreißig Männern und dominierte dennoch! Nur in Therese v. Bacheracht hat sie eine Freundin besessen, sonst scheint sie gegen die Frauen eher eine direkte Abneigung empfunden zu haben. Sie zeigt auch eine scharfe Beobachtungsgabe für alle spezifisch weiblichen Charakterfehler und Verstandesmängel und deckt sie schonungslos auf, indem sie sich gerne extra naturam stellt. „Ich fühle darin anders," sagt sie in einem Briefe, „und Menschen von festem Charakter müssen auch anders fühlen, als Frauen und Kinder." Und über einer Bemerkung, die sie in Italien macht: „Hier wimmelt es von alten Fräulein, Witwen, Müttern und

[Randnotizen: 6. 3. 70 Brandes, 500 — a. Alw. 5. 8. 1852]

Töchtern. Man könnte ein Kloster damit füllen," wäre man fast versucht, zu glauben, — zumal, wenn man das geringe Können in Betracht zieht, das Fanny Lewald den Frauen zutraut, „diesen unselbständigen Geschöpfen, deren Welt von Kleinlichkeiten und Niedlichkeiten erfüllt ist," — sie hätte die ganze Forderung der Gleichberechtigung der Frauen gegenüber den Männern nur für die Frau Fanny Lewald gestellt. Einen kleinen Kreis von Auserwählten faßten die geistigen Forderungen sicher nur ein, das erhellt aus ihrem Tagebuch: „Es kommt sonderbar heraus, wenn man die Menschen, und in der Regel sind es die Frauen, deren Standpunkt so hoch wie ein Maulwurfshügel und deren Gesichtskreis so eng wie ein Hühnerhof ist, sich nach weitern Lebensverhältnissen sehnen hört. In einer Waschküche ist soviel geistige Befriedigung zu finden, als sie in Wahrheit bedürfen und selbst aufnehmen können. In der Masse sind die Weiber wirklich noch nicht über den Standpunkt des Harems hinaus, nur ihre Ansprüche, nicht ihre Leistungen gehen weiter."

Tageb. 1. 1. 62

Fanny Lewalds geistige und seelische Struktur war auch tatsächlich mehr männlich als weiblich. Die Freude an den großen Zusammenhängen, am weiten Ueberblick, der Sinn für das Historische, das Allgemeine, für den Geist ganzer Zeitalter, den sie sich selbst stolz zuschreibt, ist nicht ein Wesenszug weiblicher Natur.

Und so ist auch ihre Weltanschauung eher männlich zu nennen. Nicht daß sie sich darin an ein philosophisches System eng anschließe. Ein ausgesprochener Hang, an Sentenzen und auffallende, ihr schlagend erscheinende Aussprüche anzuknüpfen und sich darauf bis zu einem bestimmten Grade ein eigenes System frei zu erbauen, ist ihr eigen und zeigt einen gewissen Opportunismus. Dieser macht sich nicht zum wenigsten geltend auch in ihren religiösen Anschauungen. Ihrem Verlobten, dem Theologiekandidaten Leopold Bock, zuliebe wollte sie zum Christen-

tum übertreten. Sie war nie eine überzeugte Jüdin gewesen; ihr Vater hatte, nicht zuletzt wohl aus innerer Abneigung gegen einen Glauben, der ihm im Leben manche Hemmungen und Schwierigkeiten bereitet, alle streng jüdischen Bräuche den Kindern ferngehalten. Was Fanny davon bei Fremden kennenlernte, nährte wohl eine kindliche Vorliebe für abenteuerliche und phantastische Dinge, die aber später erlosch; die Skepsis, die vielmehr gegen alles Wunderbare erwachte und die fester wurzelte, nämlich in der klaren Verstandesherrschaft des reifern Mädchens, im unbedingten Zutrauen nur zum Rationalen, wurde nicht mehr besiegt. „Da ich von früh auf gewöhnt war, meine Vernunft zu brauchen, war ich zum urteilslosen Glauben nicht gemacht," bekennt Fanny Lewald selbstsicher in der Lebensgeschichte. I[2] 25. f.

Trotzdem war sie, die die Wahrheit vor allem gepriesen und für sich selbst in Anspruch nahm, imstande, kalt und glaubenslos die Bekenntnisse abzulegen, die für den Uebertritt notwendig waren. Es war ein Uebertritt aus Nützlichkeitsgründen, und Fanny war sich offenbar nicht im geringsten bewußt, damit der Religion, von deren Wesen ihr nichts Weiteres bekannt war, zu nahe getreten zu sein. Sowohl für das Christentum, wie für das Judentum hatte sie kein tieferes Verständnis als das historische und mythologische Interesse. Die kulturelle Bedeutung des Christentums schätzte sie hoch, Christus besaß als Religionsstifter ihr Interesse und als Mensch ihre Achtung, er gehörte für sie aber ebensogut dem jüdischen Stamme, aus dem er hervorgegangen, als der neuen Religion an, deren Stifter er war. Lediglich das historische Interesse an durchgreifenden Wandlungen ist es, was sie zu dem Ausspruche veranlaßt: „Es gibt in der Geschichte nach meinem Erkennen keinen größern Augenblick als jenen, in welchem die heidnische Welt zusammenbrach und das Christentum in die Erscheinung trat." Für Fanny Lewald ist aber die christliche Religion nicht mehr, als ihr die jüdische ge-

wesen war: ein fremder Mythus, eine interessante gleichnisreiche Poesie. Sein innerster Kern, seine Lehren blieben ihr fremd, hätten sich auch mit ihrem einseitigen Egoismus nicht wohl vertragen. Es mag auch zu Fannys Abkehr vom Christentum beigetragen haben, daß ihre Persönlichkeit und ihre Lebensliebe sich wehren mußten gegen eine Schwärmerei und Weltflucht, wie sie in den pietistischen Kreisen ihrer Vaterstadt in ihrer Jugend herrschten. „Es scheint mir, als ob der protestantische Pietismus, indem er Weltverachtung und ausschließliches Hingeben an den Geist predigte, sich selbst den Boden unter den Füßen fortgezogen, selbst die Brücke zerstört, die ihm den Weg in die Zukunft möglich macht. Verachtung des Irdischen ist eine solche Lüge,
Er. aus 1848 daß sich darauf nichts Stichhaltiges erbauen läßt."

S. 34 Daß sie die Wahrheit dieses Wortes tatsächlich erfuhr, indem sie in einen Abgrund der Entsittlichung blicken mußte, wie ihn haltlose und selbstbetrügerische Schwärmerei aufgerissen hatte, konnte sie dem Wesen einer Religion nicht näherbringen, die solche Auswüchse gezeitigt hatte. Nachdem sie dann mit scharfer Sonde die Schäden bloßgelegt, das Ganze kalt zergliedert und gewertet nach dem ihr unfehlbaren Maßstab des Verstandes, kommt sie zu dem Schluß: „Ich habe mich resigniert, nicht glauben und nicht verstehen zu können."

Was auf sie selbst keinen Bezug hat, sucht sie auch an andern nicht zu begreifen. Sie wäre, wenn von irgendwelcher religiösen Ueberzeugung, wohl intolerant und fanatisch gewesen in der Durchsetzung ihrer eigenen Ansichten. So aber ist ihr die Religion nur „ein Werk der Schwäche in der menschlichen Natur, die sich mit Phantasmen vor dem Wahnsinn der Verzweiflung
Tageb. 9. 3. 86 retten will". Und sie prophezeit: „Es wird auf der Erde und unter den Menschen nie besser werden, ehe nicht die wahnsinnige und kindische Vorstellung von einem persönlichen Gotte aus den Gedanken der Menschen genommen, ehe nicht die Welt diesen
Tageb. 24.4.65 jenseitigen Sündenbock losgeworden ist." In diesem „jenseiti-

gen Sündenbock" liegt die Anspielung auf den Unsterblichkeitsglauben, der Fanny gleicherweise unverständlich ist. Sie räumt zwar ein, daß es sicher die Liebe gewesen sei, die in ihrer Verzweiflung und zu ihrem Troste den Glauben an die Unsterblichkeit erfunden habe, ihr selbst aber ist „die Gewißheit, mit jedem redlichen Streben für alle Zeit und Ewigkeit an der Vollendung des Allgemeinen mitzuwirken", erhebender, als in einem mysteriösen Jenseits dafür belohnt zu werden. An eine andere Unsterblichkeit, als diejenige, in den Menschen fortzuleben und fortzuwirken durch ihr Wesen und ihr Werk, will sie nicht glauben. Daraus läßt sich denn auch ein gut Stück ihrer Selbstliebe begründen und begreifen: „Wir, die wir nicht an ein Jenseits des Todes glauben, werden notwendig dazu gedrängt, uns an den Augenblick zu halten und ihm abzutrotzen, was er irgend zu bieten vermag." Fanny Lewald hängt sehr am Leben, das sie nie als ein Leiden empfunden hat, und wie sie das Alter fürchtet und haßt, das der Vorbote des Todes ist, so mag sie auch dem Gedanken an diesen nie Raum geben. Ihre Klagen über das Alter, den Zerfall der Kräfte und das Sterben der Freunde lassen uns wohl der edlen Festigkeit gedenken, mit der Goethe, sonst ihr Vorbild, diese Konsequenzen eines langen Lebens trug, und seines Wortes: „Ich bedaure die Menschen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren: sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen: das kann ja nur dadurch geschehen, daß man beides zu schätzen weiß." Aber so oft auch Fanny Lewald sich selbst Goethes Wort vorgehalten hat: Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben, so hat sie's doch bis zum Tode nicht zu der dem Alter zu seinem Glück nötigen Resignation bringen können. Wenn sie sagt, daß alle Lebensweisheit darauf beruhe, leichtsinnig die furchtbaren Bedingungen des Daseins zu vergessen; denn sie auszudenken und sich zu resignieren, dazu habe man nur in seltenen Augen-

Tageb. 1866

Tageb. 3. 49

Maximen u. Reflexionen

Tageb. 43 blicken die nötige Kraft, so tönt daraus fast eine leise Sehnsucht nach Gottesglauben und Unsterblichkeitswahn. Ihr ganzes Leben und Trachten ging auf Bestehen und Wirken. Als an sich bedeutungsloses, nur seinen vorgesetzten Zweck erfüllendes Glied des Ganzen vermochte sie sich nie zu betrachten, nie sich zu der bescheidenen Ergebung zu bekennen, die ihre Vorkämpferin Rahel bekundet: „Ach wir sind nur ein Tropfen Bewußtsein! Ich will auch ja so gern wieder zurück ins Meer, will gar nichts
1825 Besonderes sein!"

Berdrow, 425 Fanny Lewalds religiöse Ueberzeugung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, setzt den Gott in das Individuum und folglich in dieses auch das Recht der Selbstbestimmung. Und hierin liegt auch der Grund ihres Atheismus: „Wir winden uns mit unserer Vernunft vor der Zumutung des Glaubens an einen persönlichen Gott, der immer war und immer sein
Tageb. 11. 9. wird, wie der aufgespießte Wurm an der Nadel —"
1873 Sobald man aber den Gott in das Individuum setzt, folgert Fanny Lewald, sobald man sich also reif erklärt zur Emanzi-
Er. aus 1848, pation von einem persönlichen Gottesbegriff, muß man sich auch
S. 50 reif erklären für die Republik. „Das Königtum ist nur die poli-
a. St. 30. 6. 48 tische Parallele für den persönlichen Gott, die Verwandlung eines Begriffes in ein Symbol."

Fanny Lewald hat ein für eine Frau seltenes Interesse an politischen Dingen bekundet. Wie sicher dies auf wirklichem Verständnis beruht, mag dahingestellt bleiben. Die Politik lag damals in der Luft, wohl nicht minder als heutzutage, und in der Literatur selbst war ihr so viel Platz eingeräumt, daß sie auch in Verbindung mit dieser stets zur Sprache kommen mußte. Nennt doch Fanny Lewald das Charakteristische an der Zeit, daß kein Mensch mehr spreche, sondern alle Reden halten. Und als eine echte und rechte Stauffacherin sehen wir Fanny Lewald aufmerksam, wenn auch nicht immer stillschweigend dabeisitzen, wenn diese Reden gehalten wurden. „Sie wollte lernen," sagt

Amely Bölte von ihr, „aber nur spielend. Sie hörte zu, wenn kluge Männer sprachen und eignete sich davon an, was sie für ihre Zwecke brauchen konnte." Fanny Lewald lebte auf alle Fälle die Zeit intensiv mit, wenigstens in ihren jüngern Jahren. Die allgemeine Spannung ergriff auch sie wie ein Fieber. Alle andern Interessen verblaßten für sie in dem Augenblick, wo die Demokratie um ihr Bestehen rang. Sie war geradezu von Ekel erfüllt über die in Deutschland herrschenden Zustände, und die in Mode gekommene Europamüdigkeit ergriff auch sie. Als am 1. November 1848 in Berlin die Auflösung der Bürgerwehr erfolgte und der Belagerungszustand über die Stadt verhängt wurde, schrieb sie in höchster Erregung an Stahr: „Was mir das Herz zuschnürt und erstarren macht, ist die furchtbare Tyrannei und ein neuer Sieg. — Blums Ermordung, die Greueltaten in Wien zerreißen mir das Herz." Fanny Lewald war, a. St. 1. 11. 48
damals wenigstens, eine erklärte Republikanerin. Das tritt allerdings erst in ihren reifern Jahren hervor, hat sie doch den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. ohne jegliche Ausfälle gegen die Monarchie geschildert. Die leise Ahnung des Kommenden, die sich in ihrer Lebensgeschichte bei der Schilderung der politischen Vorgänge während ihres ersten Berliner Aufenthaltes ausdrückt, mag auch erst in den Tagen eingegeben worden sein, wo sie längst erfüllt war, denn Fanny Lewald begann die Niederschrift erst 1851. „Man hatte eine unbestimmte Ahnung davon, daß die Zustände nicht bleiben würden, wie sie waren, daß ‚etwas geschehen' würde, und weil man zwischen ungewissen Befürchtungen und Erwartungen schwankte, so schien man die Muße des Augenblicks nicht genießen zu wollen." Nun L.G. III[1] S. 296
erkennt auch sie, daß der König überhaupt zuviel möchte, und daß es hieße die Quadratur des Zirkels suchen, alles in einer Herrscherperson vereinigen zu wollen, „ein Selbstherrscher, ein Kunstbeschützer und Künstler, ein geistreicher Monarch, wie Friedrich der Große, und auch ein geliebter König, prachtliebend

und weise, großmütig und gerecht zugleich, ein Freund des Vol-
6. 48 a. St. kes und das Haupt des Adels" zu sein. Wahnsinnig nennt
Fanny Lewald die Völker, wenn sie sich, statt sich selbst zu re-
gieren, zum Spielball einzelner verderbter, ehrgeiziger und ge-
wissenloser Menschen machen. „Meine ganze Seele hat jetzt nur
a. Alw. den einen Gedanken: die Republik!"
2. 2. 1859 Doch war sie schon damals von der kurzen Dauer gewaltsam
erreichter Umsturzerfolge und von der bleibenden Wirkung lang-
samer Entwicklung überzeugt, das Herz ging auch hier also nicht
mit ihr durch. „Nicht damit dienen wir der Freiheit, daß wir
Verschwörungen organisieren und Aufstände veranlassen. Es
sind das zerstörende Meteore, die wirkungslos verschwinden,
wenn ihr ephemerer Glanz und ihre ebenso flüchtige Kraft vor-
über sind. Dauernd für die Freiheit wirkt allein die Ueberzeu-
gung, welche sich auf Einsicht gründet, dauernd für sie bürgt
allein die Tüchtigkeit des Volkes, und das Volk zur Freiheit zu
W. III, S. 41 erziehen, — das ist es, was uns obliegt."

So entschieden aber Fanny Lewald in jenen Jahren ihre
republikanische Ueberzeugung verfocht, so groß ihr Abscheu vor
der Monarchie, „dieser Quelle alles Uebels", und ihrer schreck-
lichsten Konsequenz, dem Kriege, „diesem letzten Rest tierischer
Er. aus 1848 Roheit", war, so niederschmetternd der Eindruck der achtundvier-
S. 6/7 ziger Ereignisse in Frankreich und Deutschland zu sein schien,
— im Alter stand Fanny Lewald nicht mehr da, „wo das Herz
schlägt, auf der Menschheit froher Linken, auf des Frühlings
großer Seite". Sie zeigte sich dadurch später als eine Freun-
din der Monarchie, daß der Verkehr in jenen Kreisen, die die
Monarchie zur Voraussetzung haben, der Verkehr mit hohem und
niederm Adel, ihr beinahe Lebensbedürfnis geworden war.
Wenn man 1878 Fanny Lewald über den Tod des Königs von
Italien, über das Attentat auf den deutschen Kaiser, über all
die Fürstlichkeiten, Durchlauchten und Hoheiten reden hört, kann
man kaum glauben, daß sie einmal so entschieden verdammend

über die zehn bis zwölf Familien geurteilt, die Europa noch immer als ihren Grundbesitz ansähen; wenn sie die Freundschaft zum weimarischen Großherzog Carl Alexander, den sie zuerst als höchst unbedeutend hingestellt, nun so hervorhebt, durch ihn der Kaiserin angenehme Nichtigkeiten sagen läßt und Kaisers Geburtstag als erhebenden Augenblick empfindet, begreift man nur schwer, daß sie es gewesen, die in den Erinnerungen aus dem Jahre 1848 den begeisterten Ausruf getan: „Ich glaube an die Menschheit, an die Zukunft, an das Bestehen der Republik! Schöne Hoffnungen, glorreiche Erinnerungen knüpfen sich an den männlichen Klang dieses Wortes!" Wahrlich, sie S. 6/7
hatte recht, das Alter einen Feind zu nennen, dem man keine Zugeständnisse verweigern könne!

So zeigt Fanny Lewalds Weltanschauung einen durchaus opportunistischen Zug, und sie hätte wohl nutzlos den Gedanken der Wandlung alles Bestehenden verfochten, wenn nicht auch ihre Ueberzeugungen gerade in dem Zeitpunkt die Schwenkung zu vollziehen vermocht hätten, die für ihn nötig wurde.

III. Ihre Stellung zu den Emanzipationsbestrebungen der Zeit

Wer könnte sagen, daß jedes Saatkorn aufgeht und die rechte Frucht bringt? Man muß zufrieden sein, den besten Samen, den man kennt, mit sorglicher Hand zur rechten Zeit zu streuen. Das übrige tut dann Luft und Wasser und die Natur des Bodens.

Fanny Lewald, Wandlungen III, 75/76

In der schlagwortreichen Zeit des jungen Deutschland steht nicht an letzter Stelle das Wort der Emanzipation der Frau. Und mit diesem Schlagwort kommt manchem, der die Schriftstellerin Fanny Lewald nicht kennt, die Frauenvorkämpferin Fanny Lewald in den Sinn. Doch mit dem spezifisch jungdeutschen Emanzipationsbegriff, mit dem, was die St. Simonisten in Frankreich unter der „Emanzipation der Weiber" verstehen, haben Fanny Lewalds Reformbegehren wenig gemein. Sie scheidet sich selbst mit aller Bewußtheit von beiden Gruppen, die mit der „Emanzipation des Fleisches" nichts anderes predigten als die Schrankenlosigkeit des sinnlichen Genusses. Wie wenig ihre Emanzipationsidee mit der jungdeutschen zusammenhängt, zeigt schon Gutzkows schroffe Aeußerung: „Die Emanzipation der Frau ist die albernste Idee, welche unser Zeitalter ausgeheckt hat," und Menzels Ablehnung: „Während man versäumt, die Freiheit da zu fördern, wo sie hingehört, sucht man sie dort, wo sie nur eine Karikatur ist. Daher die Emanzipation der Kinder und Weiber in einer Zeit, über der man die der Männer ganz vergessen zu haben scheint."

Zur Philos. der Geschichte 148

Deutsch. Lit. IV, S. 265

Für den Kern und das Wesen einer Emanzipation, wie sie Fanny Lewald im Sinne lag, zeigte sich ihre Zeit also noch nicht durchwegs reif. Sie stimmt nicht mit ein in den fanatischen Ruf einer Sekte von Neuerern, die sich Weltverbesserer dünken, sondern als eine Forderung der menschlichen Gleichheit und Gerech-

tigkeit stellt sie das dar, was sie aus eigenem Erlebnis heraus kraft ihrer eigenen Beobachtung und Objektivität als Schaden ihrer Zeit erkennt und mit der ihr eigenen Energie durchzusetzen und zu wandeln entschlossen ist.

Fanny Lewalds eigenes Leben hat sie den Druck der Vorurteile auf die selbständige Entfaltung der weiblichen Individualität genugsam fühlen lassen. Sie mußte kämpfen gegen des Vaters patriarchalisch enge Auffassung der Frauenbestimmung, bis sie den Schriftstellerberuf ausüben konnte, der doch den ganzen unbestimmten Druck von ihrer Jugend fortnahm und allein imstande war, sie über die kleine häusliche Misere hinwegzutragen. Sie füllte ihr ganzes Leben aus mit ernster Arbeit und gab ihre innere und äußere Selbständigkeit auch in der Ehe niemals auf. Was sie dabei aber nach außen beobachten konnte an weiblichem und häuslichem Elend, das aus Vorurteilen über die Bestimmung der Frau und aus mangelnder Erziehung derselben zum Leben hervorging, das hat sie in ihren Schriften reichlich zum Ausdruck gebracht. Sie greift das Uebel an der Wurzel an und entwickelt folgerichtig Ursachen und Heilmittel. Sie scheut auch vor den derbsten Aeußerungen nicht zurück, zumal in ihrem Tagebuch und in Briefen. So spricht sie sich über das „Sklaventum des Weibes" aus und nimmt das bequeme traditionelle Wort einmal unter die Lupe: „Der natürliche Beruf der Frau ist, Gattin und Mutter zu sein." Dies tut sie in der Weise, daß sie dagegen den Satz aufstellt: „Der natürliche Beruf des Mannes ist, Gatte und Vater zu werden," dessen Widersinn sie dann G. S. 20. 5. 1870
klarmacht und die Bahn freilegt für die Widerlegung auch des ersten Axioms. Denn dieser sog. natürlichste Beruf könnte auch bei eigenem Wollen nicht ausgeübt werden von dem großen Prozentsatz der Frauen, die ungewählt bleiben. Diese Tatsache ist das Fundament von Fanny Lewalds Forderungen. Und von hier führt auch der Gedankengang hinüber zum springenden Punkt: Die Frau soll frei sein, einen Beruf zu wählen, der es

ihr möglich macht, ruhig zu verzichten auf den natürlichen, wenn das Geschick oder die eigene Natur diesem entgegenstehen. Wie gerecht und fruchtbar dieser Gedanke ist, und wie klar Fanny Lewald gesehen, als sie die Prophezeiung tat: „Die Einwände gegen das freie Selbstbestimmungsrecht der Frauen sind so dumm und so roh, daß sie unglaublich gefunden werden müssen in einer spätern Zeit, ohne daß deshalb das Familienleben auf-
Tageb. 9. 7. 75 hören oder die Menschheit aussterben wird," zeigt der heutige Stand der Frauenfrage. Und dieser heutige Stand könnte uns undankbar und ungerecht werden lassen gegen diejenigen, die zuerst den harten Boden beackerten und bebauten, und den fruchtbaren Samen legten, wenn er uns vergessen ließe, daß man, was man ist, andern schuldig blieb.

Es waren in der Tat noch primitive Zustände, gegen die zu kämpfen Fanny Lewalds ganze Energie und Ueberzeugungskraft nötig war. Fand doch auch ihr Vater es ehrenvoller, alle seine Töchter ungenügend beschäftigt im Hause zu behalten, als daß eine von ihnen sich selbständig wie ein Mann dem Leben gegenüberstellte und seine Bedürfnisse zu befriedigen, seine Forderungen zu erfüllen auf sich nahm. Das war der Grund, daß er von Fanny, nachdem er ihr schließlich die Ausübung ihres Berufes erlaubte, die strenge Wahrung ihrer Anonymität verlangte. Er fürchtete wohl eine Verletzung seines Namens, wenn dieser durch eine Frau in die Oeffentlichkeit getragen wurde. Fanny aber, so sehr sie auch ihren Vater liebte und seine Grundsätze billigte, und so lange sie auch sich widerspruchslos diesen unterworfen hatte, hegte doch schon in ihrem Herzen einen neuen weiblichen Pflichten- und Ehrbegriff, besaß schon lange ein neues, von Tradition und Konvention freies Ethos. Sie dünkte es schmachvoll, tatenlos im Vaterhause zu bleiben, bis die Ehe diesem Dasein eine Wendung gab, eine Ehe, die dann eben auch nur die Erlösung von einem unerträglich gewordenen Zustand bedeuten

konnte und keineswegs dem hohen Ideal entsprach, das sie davon im Herzen trug.

Fanny Lewalds Hauptforderung ist also: ein Beruf für alle diejenigen, die gezwungen sein werden, sich selbst durchs Leben zu schlagen, da kein Mann sie ernährt, ein Beruf aber auch für die, „die es zwar nicht nötig hätten", die aber Kraft und innere Neigung zur Freiheit und Einsamkeit besitzen, ein Beruf auch für sich selbst, die Freiheit, das auszusprechen, was so drangvoll sich in ihr regt, die Möglichkeit, Gedanken gestaltend loszuwerden, die sie seit früher Jugend bewegten. „Die Erhebung der Frau zur geistigen und bürgerlichen Selbständigkeit ist ein Gedanke, der nicht aufgehört hat, mich zu beschäftigen, seitdem ich überhaupt selbständig zu denken angefangen habe," sagt Fanny S. 92 Lewald im neunten Brief der Sammlung „Für und wider die Frauen". Daß ihr selbst, die sich für die Allgemeinheit rührte, der Kampf gegen das Vorurteil nicht erspart geblieben, spiegelt sich auch in ihren Werken. In den „Wandlungen" hat sie zwischen Cornelie und den alten Baron den Kampf gelegt, der ihr mit ihrem Vater um ihrer freien Selbstbestimmung willen erwachsen war. Ihren eigenen Vater hören wir deutlich aus den Worten des Barons: „Eine Frau, welche ihr innerstes Denken der Menge darlegt, gibt sich geistig preis und zerstört die heilige Schutzwehr, hinter der sie selbst der Rohe nicht anzutasten wagt, die wahre Weiblichkeit. Eine solche Frau hat etwas Unheimliches für die Menschen, mit denen sie lebt . . . Ich will mich und die Meinen weder in dieser noch in einer andern Maske, ich will die Neugier des Pöbels nicht auf mich gerichtet sehen. Ich will nicht bewundert, nicht getadelt sein um meiner Tochter willen. Ich war und bin mir selbst genug, ich bedarf keiner Anerkennung und keiner neuen Ehre." Und weiter: „Gib den un- Wandl. III, weiblichen Gedanken auf, durch eigene Bedeutung etwas sein zu 19/20 wollen . . . Ueberlasse es denen, die ihr Schicksal in der namenlosen Menge geboren werden ließ, sich eine Stellung zu schaf-

fen, sich einen Namen zu machen. Die Freiin von Heidenbruck,
die Tochter deines Vaters, hat eine Stellung, einen Namen in
der Welt und bedarf keines andern." Aber so gut, wie Fanny
Lewald selbst sich nicht überzeugen ließ von diesen vorgefaßten
Meinungen, so gut läßt sie auch Cornelie auf ihrem Willen be-
harren und sich in der Fremde durch ihre Arbeit einen Namen
erwerben, ihr tausendmal eigner und wertvoller, als der ererbte
Adelstitel.

Aber nicht nur als Pflicht gegen eine einzelne weibliche In-
dividualität faßt Fanny Lewald diese freie Entfaltung der
Kräfte auf; nein, die Emanzipation der Frau zur Arbeit ist ihr
eine sittliche Forderung.. „Es sind der Müßiggang und die
Geistesleere, welche eine große Anzahl Frauen zu einem spielen-
den Spielzeug heruntergedrückt haben; es sind die Kenntnislosig-
S. 54 keit und die Not, welche tausend andere ins Verderben stürzten."
Fanny Lewalds vierzehn Briefe für und wider die Frauen fassen
die Neuerungen am schärfsten, die sie auf dem Gebiete der weib-
lichen Erziehung und Betätigung für unerläßlich erachtet, zei-
gen am deutlichsten, wie sie für sich den Begriff der Emanzipa-
tion gefaßt haben will. „Die vollständige Entwicklung und der
dadurch allein mögliche freie Gebrauch der Fähigkeiten, das ist
die wahre Emanzipation des weiblichen Geschlechtes, wenigstens
S. 65 wie ich diesen so vielfach mißbrauchten Ausdruck verstehe." Mit
dieser Auffassung ist Fanny Lewald sicher, der Gesellschaft und
der Familie keinen Schaden zuzufügen, ja es ist ein schreiendes
Mißverhältnis zu einer Zeit, die die Freiheit der Juden, der
Neger, der Katholiken mit Ueberzeugung verficht, daß diese ge-
rechteste Emanzipation in nächster Nähe auf so beschränkten
Widerstand zu stoßen verdammt ist. „Die allerwenigsten machen
es sich klar, daß neben ihnen, in ihren Häusern, in ihren Fami-
lien, mitten in der Bildung, mitten in der Gesittung, auf welche
sie so stolz sind, mitten in der von ihnen allmählich errungenen
Freiheit innerhalb des Staates, ihre eigenen Frauen, Töchter

und Schwestern unter dem Bann der Ungerechtigkeit leben und gelegentlich leiden, deren Aufhebung sie für die Negersklaven als einen Sieg der Menschlichkeit gefeiert haben." S. 13/14

Daß aber dieses Mißverhältnis besteht, ist nicht allein der Unzugänglichkeit der Männer für die Forderungen der Frauen zuzuschreiben. Ein großer Teil der Schuld liegt bei den Frauen selbst, darin nämlich, daß sie sich gegen die Befreiung sträuben. Fanny Lewald ist eine Frau von seltener Beobachtungsschärfe und von einem klaren Urteil. Sie hat nicht allein die mißliche Stellung der Frau aufgedeckt, wie sie ihr ungerechterweise durch Tradition seit Jahrtausenden und in allen Rassen und Völkern zuerkannt worden war, sondern sie hat auch die Mängel offen gezeigt, die das Geschlecht besitzt. Sie übt strenges Gericht über „alle die Schwächen und Schwachheiten, die sie als besondere Eigenschaften des Geschlechts, alle jene Torheiten, die sie als Niedlichkeiten in sich hegen und pflegen". Wir haben bemerkt, L.G. II[1], 90/91
daß alles spezifisch Weibliche in der psychischen Struktur Fanny Lewald fehlt, und daß sie im allgemeinen — um so höher ist ihr Wirken zum Besten der weiblichen Allgemeinheit einzuschätzen — den Frauen mit geringer Sympathie gegenübersteht. „Die Männer nennen es immer hart," läßt sie im Roman „Adele" die Heldin auf den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen das eigene Geschlecht erwidern, „wenn eine Frau den Mut hat, aufrichtig über ihr Geschlecht und seine Erniedrigung zu sprechen. Die Frauen und die Ehe sind eben das, wozu eine Welt ohne Liebe und eine Welt voll Sklaverei sie machten. Glauben Sie mir, in jeder Stunde preise ich meinen Schöpfer dafür, daß er mir mit meinem Talente die Möglichkeit gegeben hat, so wie gegen mich selbst auch gegen andere wahr zu sein." So hat sie S. 195/96
auch mit einer Strenge, wie sie eine weiblichere Frau der Oeffentlichkeit und also auch den Männern gegenüber aus Geschlechtsstolz nicht zeigen könnte, getadelt, was an Kleinlichkeit, Eitelkeit, falscher Ergebenheit und Bequemlichkeit in den mei-

sten Frauen ist und der Verbesserung der Lage aller im Wege steht. „Die Frauen sind so weit heruntergekommen, daß ihr Dasein nur zwischen der Kinderstube und dem Toilettentische
Tageb. 12. 3. 55 schwankt." Und so fordert sie denn im vierten Brief, „daß man die Frauen zu Erwerb und Arbeit emanzipiert, denn es steht zu erwarten, daß sie sich selber dadurch von einer Menge von Fehlern emanzipieren werden, die sie jetzt zu einer verständigen Auf-
S. 39 fassung des Lebens noch völlig ungeeignet machen". Vor allem sind es die Begüterten und Bevorzugten, an die sich ihr Aufruf richtet, die große Masse derjenigen Frauen, die weder Interesse noch Energie besitzen, sich dem Emanzipationsgedanken anzuschließen, die ihr ganzes Genügen in Sorglosigkeit, im müßigen Genuß finden, und über oberflächliche und dilettantische Beschäftigung mit allem, was sie angreifen, nicht hinauskommen. So sind der guten Sache der Frauen die schlimmsten Widersacher in den eigenen Reihen erwachsen.

An diesen Fehlern der Frau aber, welche ihrer Befreiung widerstreben, sind wiederum den größten Teil schuld die Traditionen. „Die Frauen sind dasjenige geworden, wozu man sie gemacht hat. Man hat sie wie Kinder und Sklaven gehalten, sie haben auch alle die Eigenschaften von Kindern und Sklaven, und da man sie noch heute in dem Dogma erzieht, daß sie an sich nichts sind, haltlos sind und nur durch den Mann zu etwas werden können, so suchen sie natürlich einen Mann und suchen sich an ihm einen Halt zu schaffen, durch den sie zu etwas wer-
Martina den sollen, gleichviel wozu." Und aus dieser Tradition hat sich
S. 227 dann der spezifisch germanische Begriff und das spezifisch deutsche Wort Weiblichkeit herausgebildet, das, wie Fanny Lewald es ansieht, die Frau in der Kunst mit falscher Verklärung umgibt und sie im Leben nur von der allgemein menschlichen Entwicklung sondern soll. Aber „sowenig die goldenen Gitterstäbe, welche die Frauen absperren in dem Harem des Orientalen, ein Beweis sind für die Hochschätzung der Frau im

Orient, sowenig ist die Verbannung in den mystischen Bereich der Weiblichkeit eine Apotheose der Frau". Nur diese falsche Einschätzung, nur eine solche Sonderstellung der Frau konnte zu einem Erziehungssystem führen, wie es bei den Frauen für angemessen galt. Dieser tändelnden unfruchtbaren Erziehungsweise gegenüber, die weder den Charakter der Frau frei und stark entwickeln, noch ihr die Wahrheit geben kann, deren sie bedarf, wenn das Leben sie nicht ratlos finden soll, fordert Fanny Lewald für die Mädchen eine strenge, auf bestimmte Ziele hingehende Erziehung und Lehre, wie sie den Knaben zuteil wird. Und zwar, betont sie aus ihrer einseitigen Veranlagung heraus, soll bei der Mädchenerziehung das intellektuelle Moment das Uebergewicht haben über das Gefühlsmäßige. „Wir Frauen", läßt sie im Roman „Schloß Tannenburg" die Cousine, ein Original mit Lewaldschen Zügen, sagen, „haben sowieso zuviel Herz, und es macht uns soviel unnötig zu schaffen, daß nur der Verstand bei unserer Erziehung zu Rate gezogen werden darf. Verstand muß den Verstand der Frauen bilden, ihr Herz entwickelt die Natur, um das hat die Erziehung nicht eben groß zu sorgen."

Tageb. 16. 10. 1849

S. 85

Aus Intellektualismus und Wesensfremdheit ihrem eigenen Geschlecht gegenüber verfällt also Fanny Lewald hier ein bißchen ins Extrem. Das absolute Regime des Verstandes, dem Fanny Lewald sich allezeit unterworfen hat und das sie überall anerkannt wissen will, zeigt hier zum mindesten, wie ihre größere Zeitgenossin sich ausdrückte: „les défauts de ses qualités".

Von Fanny Lewalds weiblichem Erziehungsideal kommen wir direkt zu dem Gedanken, der ihm zugrunde liegt, und den sie von Anfang an zumeist im Sinne hat. Denn wenn erst einmal das Vorurteil beseitigt ist, das der Erziehung des Mädchens nicht nur für die Ehe, sondern auch für die Ehelosigkeit im Wege steht, dann wird auch der dunkelste Punkt im Frauenleben verschwinden, das unwürdige Hinstreben zur Ehe nur um der

Versorgung willen; eine solche Ehe, nicht aus Liebe, sondern aus
Berechnung geschlossen, stellt Fanny Lewald noch unter die Pro-
stitution. „Das Weib kann nichts Größeres geben als sich
selbst," sagt sie in der Novelle Martina. „Wem es sich gibt, dem
eignet es für immer. Es ist hochbegnadigt, wenn des ganzen
heißen Herzens innerstes Müssen es dazu antreibt; elend, ver-
worfen, wenn es ein leichtes Spiel treibt mit seiner Hingabe
— unselig für immer, wenn es kalten Herzens oder gar mit
Martina Widerwillen einem Manne Gewalt gegeben über sich."
S. 342 Die Empörung über solche Unmoral klingt schon an in einem
ihrer ersten, aber protestreichsten Romane: „Eine Lebensfrage".
„Nicht die Liebe ist es, was die meisten verlangen, es ist die ein-
trägliche Stelle einer Hausfrau, die gesicherte Stellung einer
solchen. Sie heiraten, um den Tand zu besitzen, den Flitter, an
dem ihr Herz hängt, der sie beglückt; sie wollen glücklich sein,
nicht glücklich machen." Auch im Romane „Adele" tritt die ganze
Skepsis gegen die Frauen zutage. „Die Not hat überhaupt mehr
Anteil an den häuslichen Tugenden und den guten Eigenschaf-
ten der Frauen, als man denkt! Die Vögel sind wie die große
Masse der Frauen. Sie suchen ein Unterkommen gegen Frost und
S. 295 Hunger, und sind liebevoll und treu aus Angst vor Not." Daß
übrigens Fanny Lewald sich vergebliche Mühe gab, Stahrs beide
Töchter um der Versorgung willen, wie sie sich buchstäblich aus-
drückt, an den Mann zu bringen, muß als bitterer Beweis dafür
gelten, daß nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten, und daß
es auch den größten Aposteln nicht immer beschieden ist, ihr
Evangelium im engen Kreise des unzulänglichen Lebens schon
selbst zur Verwirklichung zu bringen. Mit einem gewissen Hu-
mor vermag Fanny Lewald im hohen Alter, was sie sonst mit
sittlicher Strenge als tiefste Unmoral verworfen, zu belächeln:
„Keine Marktfrau würde die Anstrengung aushalten, welche die
Frauen der Gesellschaft über sich nehmen, die ihre Töchter auf
27. 2. 1882 den Heiratsmarkt führen," notiert sie in ihrem Tagebuch.

Fanny Lewald hat den willensträgen Frauen einen Spiegel vorgehalten. Mit dem Worte „das Recht ist schön, Rechte sind meist verderblich" wendet sie sich auch an die Männer, die sich Tageb. 6. 2. 47 hinter der Mauer ihrer Privilegien nicht stolz verschanzen sollen, weil diese ihnen nicht durch ein unumstößliches Naturrecht, sondern nur durch tausendjährige Tradition geworden. Aus eigener Machtvollkommenheit hat der Mann sich in Urzeiten das Recht der Wahl und das Recht der Entscheidung über das Geschick des Weibes angemaßt, und die Frauen haben sich diese Willkürherrschaft aufzwingen lassen, so gut wie ihrerseits die Männer die Willkür der Junkergeschlechter, die sich zu der Länder und ihren Herren gemacht. Von diesen angemaßten Rechten fordert Fanny Lewald nicht die Abtretung eines Teils, sie nimmt nur ein Ganzes, Gerechtes an, sie will d a s Recht, das untrennbar mit der Menschenwürde zusammenhängt, das Recht der freien Selbstbestimmung. Was den Juden, den Katholiken, den Negern zugestanden wird, darf wohl auch die Frau für sich verlangen. Sie will nur Humanität, Wahrheit und Recht.

Fanny Lewald läßt sich in ihren Forderungen keinerlei Exzesse zuschulden kommen. Sie selbst warnt die Frau vor Uebertreibung der Forderungen, mahnt sie, das erkämpfte Recht nicht zu Rechten verkleinern und erstarren zu lassen, ein Gedanke, den Marie v. Ebner-Eschenbach aphoristisch faßt, wenn sie sagt: Der größte Feind des Rechtes ist das Vorrecht. „Die Notwendigkeit," prophezeit Fanny Lewald in ihrer „kaleidoskopischen Erzählung" „Im Abendrot", „dieser beste Bahnbrecher, hat vorwärtsgeholfen und wird weiterhelfen, sofern die Frauen es sich klarmachen, daß sie keine Vorrechte vor den Männern zu verlangen haben, daß ihnen durchaus keine Begünstigung, keine Erleichterung vor den Männern zuteil werden darf, und daß das Unrecht, welches in der Vergangenheit an ihrer Entwicklung begangen worden ist, zwar nicht fortbestehen, für sie aber auch nicht in ein Vorrecht umgewandelt werden darf." S. 119

Ja wahrhaft erstaunlich ist uns eine Stelle in den Reisebriefen, die bei der verstandeskühlen, selbstbewußten und durchaus für Gleichberechtigung der Frau gegenüber dem Manne plädierenden Fanny Lewald nur auf das eigene Liebeserleben zurückzuführen ist: Das war das einzige, was sie zuweilen klein vor sich selbst machte. „Wir wollen emporblicken zu dem Manne, dem wir uns zu eigen gegeben, nicht nur ihn zu unsern Füßen sehen . . . Es steht der weiblichen Jugend sehr wohl an, mit Anmut sich gefällig gegen das Geschlecht zu erweisen, aus dem sie einst ihren Gatten wählen wird, der ihr Ernährer, der Herr des
S. 46 Hauses, des Weibes Tröster, Freund und Stütze sein soll."

Nicht nur über die Vorbedingungen zur Ehe, wie sie in Erziehung und Wesen der Frau liegen, sondern auch über die Ehe selbst hat Fanny Lewald viel nachgedacht und ihren Ueberzeugungen in Romanen und Briefen, nicht zuletzt mit ihrem Leben selbst, Ausdruck gegeben. Die hohe Meinung, die sie von dieser hegt, erstreckt sich aber nicht nur auf das von Staat und Priester sanktionierte Bündnis, sondern in gleicher Weise, falls nur die Grundlage der Liebe vorhanden ist, auch auf das freie Verhältnis. „Nicht der Eid, sondern die Liebe bindet," dies Wort zieht sich als roter Faden durch ihr Erstlingswerk Clementine. „Die Wahrheit und die Liebe verwerfen eine Ehe, der sie beide fehlen"; zu diesem epigrammatischen Ausspruche verdichtet sich in den Wandlungen der mannigfach ausgesprochene Grund-
W. III, S. 161 gedanke der „Lebensfrage". Nicht das Gesetz soll maßgebend sein, sondern die stärkere Leidenschaft. Wohin dies Ideal bei allgemeiner Durchsetzung führen müßte, zeigt Fanny Lewalds eigenes Verhalten in dem Konflikte zwischen Liebe und Pflicht. Es ist also nicht ganz unverständlich, daß, wie aus Briefen der Johanna Kinkel hervorgeht, Fanny Lewalds Schriften wegen ihrer Ansichten über Ehe und Ehescheidung in England verpönt waren.

Auf der andern Seite fällt es bei der vorwiegend intellektuali-

stischen Struktur der Fanny Lewald merkwürdig auf, daß sie in ihren Begehren lange nicht so weit geht, wie die Engländerinnen und die Amerikanerinnen ihrer Zeit. Von der Forderung des Stimmrechts für die Frauen ist bei ihr noch keine Rede. Dazu hegte sie auch eine zu geringe Meinung von der geistigen Befähigung der Frau, speziell der deutschen Frau. Der Amerikanerin Julia Ward Howe gegenüber legt sie ihre Ansichten dar, wie wir sie bereits kennengelernt haben. Sie weiß, zu welchem Ideal ihre Geschlechtsgenossinnen reif sind. „Ich halte gar nichts von dem Glauben, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand," äußert sie auch in ihrem offenen Brief an Georges Westermann in Braunschweig, „Die Frauen und das allgemeine Wahlrecht", zuerst in der Westlichen Post in St. Louis erschienen. Sie hält nichts für unnötiger und verkehrter, als den Frauen schon jetzt das allgemeine Stimmrecht zu „oktroyieren", und sicherlich mit Recht und Einsicht, wenn die weibliche Erziehung auf den Grundlagen wirklich beruhte, wie sie sie schildert. Jeden Sprung ins Ungewisse will sie vermeiden. „Im Arbeiten und nicht Müdewerden, im Beharren und Abwarten liegt eine wunderbare Kraft, und dem geduldigen festen Tun kommen die Ereignisse oft zu Hilfe."

Br. V, 11. 9. 1869

1870

a. West

Fanny Lewald hält es für angemessener, statt den wenigen geistig hervorragenden Frauen, die dies schließlich auch selbst tun können, den Weg allzuweit zu bahnen, der großen Masse derjenigen Frauen, die sich selbst nicht helfen können, Schutz und Beistand zu gewähren. Denn Fanny Lewald wirkt nicht nur für den Beruf der geistig bevorzugten Frau, weil sie ihn an sich selbst erlebte, es ist auch das Los der arbeitenden Frauen der untern Stände, was ihr am Herzen liegt, und auch das sucht sie aus klarer Erkenntnis der Mißstände heraus nach besten Kräften zu erleichtern. Den Fabrikarbeiterinnen, den Dienstmädchen ist es ja längst nicht verwehrt, ja die Not zwingt sie dazu, sich ihr Leben selbst zu bahnen, aber die Vorbedingungen

hierzu sind ihnen nichts weniger als günstig. Mit eben diesen Bestrebungen für die ununterrichteten, unerzogenen, „in jedem Betrachte verabsäumten Handarbeiterinnen" wendet Fanny Lewald sich in den „Osterbriefen für die Frauen" an die unterrichteten, erzogenen Frauen der Wohlhabenden und Gebildeten. Die „Osterbriefe" sind ganz der Dienstbotenfrage gewidmet, die Fanny Lewald viel beschäftigt hat. Sie beginnt mit einer Betrachtung über das Emporkommen des Arbeitsstandes in den letzten Dezennien und deckt die tiefe Kluft auf, die mit Bezug auf diesen Fortschritt zwischen Mann und Frau noch besteht. Weiter rollt sie dann die Dienstbotenfrage auf, als das bei den Frauen häufigste Arbeitsverhältnis, und betrachtet die Stellung der gebietenden zu den dienenden Frauen, wobei denn viel Weibliches, Allzuweibliches zutage tritt, was Fanny Lewalds für die Mängel ihres Geschlechtes besonders scharfes Auge entdeckt hat. Sie hebt den Gegensatz hervor, der besteht zwischen den an die weiblichen Dienstboten gestellten Ansprüchen und deren Erziehung und Vorbereitung dazu. Sie fordert eine angemessenere Gegenleistung von seiten der Herrschaft, und ihr Aufruf an die Frauen kristallisiert sich in drei Forderungen: Freistunden für die Mädchen, Fortbildungsschulen und Mägdeherbergen. Auch diese Schrift gipfelt im Gedanken der Frauenemanzipation und fügt manchen nicht neuen Gedanken wieder an.

*

Die Kampfstimmung, die das neunzehnte Jahrhundert durchzieht und besonders stark gewirkt hat in den Befreiungskriegen, in den Revolutionen der dreißiger und achtundvierziger Jahre, ist es gewesen, die auch die Frauen geweckt hat zu immer lauterm Widerspruch gegen eine Stellung, die ihnen plötzlich unwürdig und unerträglich erschien. Wollte man Fanny Lewald als die erste ansehen, die dieser Protestation Ausdruck verliehen,

so wäre das eine Ignorierung der lange vorbereiteten und lange schon in weitern Kreisen wirksam gewordenen Bewegung. Lediglich als Gegenstoß gegen eine solche kann auch das aufgefaßt werden, was Arthur Schopenhauer in den Parerga und Paralipomena „Ueber die Weiber" sagt, wo er erklärt, daß das Weib in keiner Hinsicht als volles Aequivalent des Mannes in der Ehe gelten könne, wie es doch nach unrichtigen Voraussetzungen in den europäischen Ehegesetzen statuiert sei. Er kommt daraus zur Verteidigung der Polygamie, die er, für das weibliche Geschlecht als Ganzes betrachtet, als eine wahre Wohltat ansieht. „Dadurch wird das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt als subordiniertes Wesen zurückgeführt, und die Dame, dies Monstrum der europäischen Zivilisation und christlich-germanischer Dummheit, mit ihren lächerlichen Ansprüchen auf Respekt und Verehrung, kommt aus der Welt, und es gibt nur noch W e i b e r, aber auch keine unglückliche Weiber mehr, von welchen jetzt Europa voll ist." P. & P. II, S. 659 Sämtl. W. V (Grisebach)

Noch bevor Schopenhauer sein vernichtendes Urteil über das von ihm so verachtete „niedriggewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht" in solcher Weise zusammengefaßt, hatte sich schon einmal eine Stimme erhoben zugunsten der Besserung der Lage der Frauen. Es war sogar ein Mann gewesen, dem diese Lage als bedauerlich und ungerecht aufgefallen war. In seinem Büchlein „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber", Berlin 1792 in der Vossischen Buchhandlung, läßt Theodor Gottlieb von H i p p e l diese Beobachtungen laut werden und fordert zugleich Remedur der ihm unhaltbar erscheinenden Zustände. Ich kann nicht nachweisen, ob Fanny Lewald das Büchlein gekannt hat. Daß Hippel ein Ostpreuße war und in Fanny Lewalds Vaterstadt Königsberg, die er von seinem sechzehnten Jahre an bis zu seinem Tode (1796) bewohnte, den angesehenen Rang eines Bürgermeisters und Stadtpräsidenten besaß, macht mir dies wahrscheinlich. Fanny Lewald hat es nie



geliebt, wenn man ihr Vorbilder vorhielt, und deshalb auch sicher vorsichtigerweise grundlegende Anregungen nicht notiert. Das mag ihr auch den Vorwurf der geringen Belesenheit zugezogen haben.

Trotzdem ist es interessant, nachdem Fanny Lewalds Gründe, Feststellungen und Forderungen auf dem Gebiete der Frauenemanzipation dargelegt worden, auch einen Blick zu tun in Hippels Büchlein, das eine ganz auffallend ähnliche Entwicklung des Gedankenganges aufweist.

Auch Hippel weist hin auf die übrigen Emanzipationsbestrebungen der Zeit. „Man hat in unserer Zeit so sehr die bürgerliche Verbesserung der Juden empfohlen; sollte ein wirkliches ‚Volk Gottes‘ (das andere Geschlecht) weniger diese Sorgfalt
24. 5. verdienen als das sogenannte?“ Unverzeihlich nennt es Hippel, die Hälfte der menschlichen Kräfte ungekannt, ungeschätzt und ungebraucht schlummern zu lassen. Damit gibt er schon im ersten Kapitel ein Programm seiner Verbesserungsvorschläge. Auch er aber erkennt, nicht minder als Fanny Lewald, die Hemmungen, die diesen in den Reihen der Frauen selbst zu erwachsen drohen. „Auch scheint die Last, welche das schöne Geschlecht trägt, einem, und bei weitem dem größern Teile desselben so sanft und sein Joch so leicht zu sein, daß es vielleicht im Diensthause Aegyptens und bei den Fleischtöpfen eines gemächlichen wirklichen Alltagslebens zu verbleiben wünschen wird, ohne die beschwerliche Reise nach Kanaan, wo Milch und Honig der Natur fließt, an-
S. 6 treten zu wollen.“

Im dritten Kapitel wägt Hippel, immer unter dem glänzenden Gewande kühner Bilder und witziger Aussprüche, man fühlt sich fast an Jean Paul erinnert, die Geschlechter gegeneinander ab, leugnet andere Unterschiede als die des Geschlechtes zwischen Mann und Frau, verteidigt die geistigen Anlagen und Fähigkeiten der Frau und leitet ihre Minderbewertung lediglich aus Unlogik und Ungerechtigkeit her. Im vierten Kapitel gibt er

einen Rückblick auf die Entstehung der Ueberlegenheit des Mannes über die Frau, und in gelungenen Argumentationen, mit reichlicher Phantastik, führt er Viehzucht, Acker- und Gartenbau auf die Erfindung des Weibes zurück, aus welchen Domänen dann durch despotischen Machtspruch der Mann das Weib wieder vertrieben habe. „Jetzt mußten die Geschäfte geteilt werden, und da wählte denn der Mann die Jagd, das Weib den Haushalt. So ward das Weib allmählich die Befehlshaberin der Haustiere, und ehe es sich's versah, das erste Haustier selbst." S. 90
So entwickelte sich die rechtliche und bürgerliche Wertlosigkeit der Frau seit den Indern über Griechen und Römer fort auf die neue Zeit. Vortrefflich ist schon bei Hippel die Beobachtung, daß gerade die Männer, die ihre Frauen anbeten, den größten Widerstand leisten bei der bürgerlichen Verbesserung derselben. „Auch der beste Mann ist neidisch auf große Eigenschaften, die ihm gefährlich werden können." — Fanny Lewald sagt: „Kein S. 164
Mann erträgt es willig, sein Weib sich überlegen zu fühlen," welcher Einsicht folgend sie in ihrer Ehe, wo sie entschieden dominierte, dies nie merken ließ.

Auch die Frauen aber gehen bei Hippel, wie wir's schon im ersten Kapitel angedeutet finden, nicht ohne Tadel aus, und was er ihrem Wesen vorwirft, bleibt nicht weit zurück hinter Schopenhauers Ausfällen: „Es bleibt Spiel, was die Weiber treiben. Ihr Dichten und Trachten sind Kleinigkeiten von Jugend auf und immerdar; und was noch schlimmer ist — der widernatürlich zusammengeordnete Putz entstellt die natürliche Schöne des Körpers so sehr, daß die Frage der Gemahlin des Kaisers von Marokko an die geputzte Frau des holländischen Konsuls: Bist du das alles selbst? oft ihr Glück versuchen könnte." S. 169/70

Wie Fanny Lewald, so setzt auch Hippel diese weiblichen Charakterschäden in gegenseitige Bedingtheit und Wechselwirkung zu der Tatsache, daß die Frauen entweder nicht erzogen oder verzogen werden, weshalb es also geradezu ein Wunder sei,

daß wir, von der Frau selbst wieder erzogen, noch Menschen
sind. Und die Hauptforderung der Verbesserung der weiblichen
Erziehung wächst auch bei Hippel aus dieser Betrachtung her-
aus. Er fordert freien Zutritt auch für die Mädchen zu allen
Schulen und Bildungsanstalten, die bis jetzt nur den Knaben
zugänglich gewesen. „Warum der Unterschied zwischen weib-
lichem und männlichem Unterricht, da Mann und Weib noch
S. 220 nicht geboren sind?“ „Sie haben keine andere olympische Bahn,
als Männer zu fahen, man öffne ihnen andere, und sie werden
S. 299 Wunder tun.“ Auch Hippel hat die Frau ebenso scharf beob-
achtet, aber nicht ganz so scharf gerichtet, wie Fanny Lewald.
Er erkennt so deutlich wie sie die schlimmen Folgen, die dem
weiblichen Charakter aus dieser einzigen „olympischen Bahn“,
dieser einzigen Existenzmöglichkeit der Frau erwachsen müssen,
und erklärt daher den sittlichen Zustand derselben als einzig auf
dem gesetzlichen begründet. Weil er das tut, vermag er auch der
Frau mehr zuzutrauen, als Fanny Lewald. Weit über sie hin-
ausgehend, schon fast ein Jahrhundert früher, reicht er mit
seinen Forderungen der Teilnahme der Frau an der innern
Staatsverwaltung, am Finanz- und Rechtswesen, an den Wis-
senschaften, vor allem der Heilkunde, bis zu dem heran, was
die Frauenbewegung heute erreicht hat.

Es wäre verwunderlich, wenn die Frage der Frauenemanzipation, nachdem sie schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, bis auf das fremde Schlagwort, das erst später geprägt wurde, so fest fundiert und so kunstgerecht entwickelt worden, in der Literatur plötzlich und auf immer verstummt wäre. Daß sie auch in der klassischen und romantischen Zeit vereinzelt laut wurde, beweist uns Schopenhauer. Was einer Frau von Staël, die in manchen Punkten Fanny Lewald nicht unähnlich ist, gegeben war, nämlich ihre Ideen offen zu verkünden und auszuwirken, ihre Wahrheitsliebe ohne Scheu zu betätigen, im Ganzen und Allgemeinen zu leben und aufzugehen, das war allerdings noch

nicht die Art derjenigen Frauen, die vor Fanny Lewald in der deutschen Literatur für die Stellung der Frauen ein Wort eingelegt. In einer Bettine, einer Karoline Schlegel lebte wohl schon das Bewußtsein einer untergeordneten und unwürdigen Stellung, aber noch formulierte sich nicht klar die Forderung eines Neuen. Die Innerlichkeit, die Vorliebe für Selbstschau und Selbstzergliederung, die ein Merkmal der ganzen romantischen Schule sind, hielten auch die Frauen davon ab, von dem, was sie an sich selbst erkannt und in sich selbst erfahren, auf das Allgemeine zu schließen und für dieses Allgemeine, Oeffentliche zu wirken. Bettine, die große Goetheschwärmerin, mochte auch noch zu sehr im Banne der nicht revolutionären Klassik stehen, und sich von den Schwärmereien der Stürmer und Dränger und der Romantiker, deren Gedanken bis zu der saint-simonistischen Verherrlichung der freien Liebe heranreichten, eher abgestoßen fühlen. Von eigentlichen Emanzipationsgelüsten kann man also bei einer Bettine noch nicht sprechen, deren phantastische Natur über das fast unbewußte Gefühl nicht hinausging. Noch enger lag der politische Befreiungsgedanke ihr am Herzen, ein inniges Verhältnis zum Volke beseelte sie, und sie legte auch schon ein Wort ein für die Besserung der Lage der Juden.

Viel weiter führen uns schon die Spuren der Rahel Lewin, der spätern Gattin Karl August Varnhagens von Ense. Rahel, die mit ihrem Berliner Salon die Seele einer eigenartigen geistigen Epoche der preußischen Hauptstadt bildet, zeigt in klarern Umrissen den Plan des Ideengebäudes auf, das dann in einem einzigen Jahrhundert seiner Vollendung so nahegebracht wurde. Rahel war durch ihre Freundschaft mit Schleiermacher in seine Ansichten eingeführt worden, sie kannte auch die Lehren Saint-Simons und war davon nicht unbeeinflußt geblieben. Doch vermochte sie, deren Streben von Jugend auf nach unbedingter Selbstbestimmung ging, das Gute vom Verstiegenen selbst klar zu sondern, kraft ihrer ausgebildeten, origi-

nalen und reinen Persönlichkeit, die sie, mit Goethe, „ihrem Gott", dem Dichter schlechthin, auch hier übereinstimmend, als „schärfste Bedingung und für uns zu erreichenden Grund un-
1818, S. 421 seres Bewußtseins" erklärt. Aus dem unbedingten Streben nach eigner innerer Vervollkommnung, die in der Ausbildung einer wahren und harmonischen Persönlichkeit gipfelt, erkennen wir auch gleich, in welcher Weise die reformatorischen Gedanken in ihr wirken mußten, von außen nach innen. Sie hat nicht weniger erkannt, als Fanny Lewald, daß der Frau zu ihrer äußern Besserstellung, wie zur innern Läuterung und Befreiung von Eitelkeit und Oberflächlichkeit, die ihr nicht verborgen bleiben, die sie aber milder beurteilt, nichts fehlt, als geistige und soziale Selbständigkeit, eine ausfüllende Arbeit, ein großer Zweck, und daß, wenn dieses Recht der Frau auf Arbeit ihr zugestanden werde, dafür in einer der männlichen entsprechenden Erziehung und Ausbildung aller Kräfte die Grundlagen geschaffen werden müssen. Auch sie hat nicht weniger tief über das Wesen der Ehe nachgedacht, sie kannte das Wort aus dem „Athenäum": „Fast alle Ehen sind nur Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche zu einer wirklichen Ehe." Doch hat sie selbst, wie Fanny Lewald — auch Rahel konnte die konventionelle Ehe an sich gegenüber dem freien Liebesverhältnis nicht als geheiligte Institution betrachten —, an sich den Segen eines einzigartigen harmonischen Lebensbundes erfahren; auch sie bezeichnet eine Ehe ohne die Basis der reinsten Zuneigung als
S. 421 Lüge, in die sie überhaupt „alles moralische Uebel setzt". Auch sie war von dem Gedanken der sozialen Gleichheit beseelt, der nicht Theorie blieb bei ihr, sie setzte ihn um in tätige Menschenliebe, die der Jüdin um so höher anzurechnen, als sie eine Forderung der christlichen Lehre ist.

Dies alles zeigt, daß Rahel von Vorurteilen frei war und die volle Erkenntnis des Neuen und zu Erstrebenden hatte, daß es ihr nur nicht gegeben war, prophetisch, sie war eben keine Dich-

terin, nach außen zu wirken und das im eignen Innern tief Empfundene selbst klar und mutig zu proklamieren. Was Rahel einmal von Mme. de Staël sagte: „Verstand hat sie genug, aber keine horchende Seele. Nie ist es still in ihr, nie als ob sie allein nachdächte, immer als ob sie's schon vielen sagte," möchte wohl auch den Wesensunterschied bezeichnen, der zwischen ihr und ihrer sie hoch verehrenden Nachfahrin Fanny Lewald besteht. Ihre Gedanken sind uns nicht in Dichtungen erhalten, sondern in der Form, wie sie sie mündlich und brieflich in ihrem Freundeskreis geäußert und wie sie ihr Gatte als „Buch des Andenkens für ihre Freunde" der Nachwelt überlieferte. Rahel glaubte an das Kommen des Guten, wenn sie auch nicht so sehr mit weitklingenden Worten als mit dem warmen Innern mitwirkte, sie harrte auf dessen Entfaltung und Reifen geduldig wie ein Gärtner, und die Grabschrift, die sie sich einmal ersann, zeigt, daß ihr das Gute mehr um seiner selbst willen, als des eigenen Genusses wegen am Herzen lag: „Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die Menschheit geschieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner!" 1831, S. 483

Fanny Lewald hegte von Jugend auf eine tiefe Verehrung für Rahel — „es waren eine Offenbarung und eine Erlösung, die sich für mich durch die hinterlassenen Briefe dieser Frau vollzogen," bekennt sie in ihrer Lebensgeschichte. „Was mir auch begegnet war, was ich auch Unbequemes, Peinliches, Schmerzliches zu ertragen und zu erleiden hatte, Rahel Lewin hatte das alles gekannt, hatte das alles durchgedacht, hatte über alles mit der ihr innewohnenden Kraft den Sieg davongetragen." Dennoch wußte Fanny Lewald Rahel in ihrem Romane „Prinz Louis Ferdinand" nicht den rechten Platz zu geben, so daß Varnhagen, dem sie das Werk widmete, es ihr, weil Rahel so ganz anders, höher und reiner in seinem Gedächtnis lebte, nicht danken konnte. In den Vorstudien zu ihrem Roman, der sich auf pedantischer Verwendung der Dokumente aufbaute, muß Fanny L. G. II[a], S. 20

Lewald Rahels geistiges Leben, wenn auch nicht völlig durchdrungen, so doch kennengelernt haben, und die Gedanken Rahels über ihr eigenes Lieblingsgebiet, die Frauenemanzipation, können ihr nicht fremd gewesen sein.

Was ist nun auf dieses von langer Hand vorbereitete Fundament zu Fanny Lewalds Emanzipationsideen in ihrer eigenen Zeit gebaut worden? Rahel war, als Fanny Lewald zur Feder griff und damit teilzunehmen begann am Geistesleben ihrer Zeit, schon über ein Dezennium tot. Als Fanny Lewald zuerst nach Berlin kam, um dort ihrem Schriftstellerberuf ganz und ungestört sich hinzugeben, hat sie das Andenken Rahels überall gesucht und hochgehalten. In einer andern Frau aber, die sie keineswegs verehrte, ja die sie mit der schärfsten Satire in bitterer Feindschaft bekämpfte, finden sich, das läßt sich keineswegs leugnen, wenn auch in fast undurchdringlichem literarischen Wust vergraben, Gedanken, die ihr zeigen mußten, daß doch ein gemeinsames Element in ihr und ihrer Feindin vorhanden war. In Gräfin Ida Hahn-Hahns Roman „Der Rechte", Berlin 1839, den Fanny Lewald in der „Diogena" so unbarmherzig persifliert hatte, sowie in dem ebenso verpönten Romane „Gräfin Faustine", Berlin 1848, findet sich ein Programm ihrer Emanzipationsbestrebungen. Und es ist durchaus nicht nur die Verherrlichung des weiblichen Egoismus und die Vergötterung der Frau an sich, was Gräfin Ida Hahn-Hahn predigt, wie es auch seit Fanny Lewald noch immer dargestellt wird. Auch Faustine ruft aus: „Gibt es auf der ganzen weiten Gotteswelt eine Schmach, die der gleichkommt, einem Manne zu gehören, ohne ihn zu lieben? O ich glaube, ein ganzes Leben von Verworfenheit wird mit diesem Begriff bezeichnet!" Im „Rechten" findet sich schon der Vorwurf gegen das Uebergewicht des Mannes, und, wenn es im Munde der Salonpuppe auch nicht ganz ernst und überzeugend klingen mag, das Recht der Frau auf Arbeit ausgesprochen. „Das Recht ist von Männern erfunden; man

lehrt sie es deuten und anwenden; unwillkürlich kommt es ihrem Vorteil zugut. Männer dürfen ja alles tun, alles wissen, alles lernen. Sie sitzen zu Gericht und entscheiden, wie Gott selbst, über die Seele und über Leben und Tod. Sie stehen auf der Kanzel zwischen der Menge, an Wiege und Grab bei dem Einzelnen und verteilen Himmel und Hölle. Sie verteidigen das Vaterland, sie umschiffen die Welt, und wir . . . wir sehen zu." S. 277
Und dann der Hinweis auf die Wandlung dieses Zustandes, wenn auch Ida Hahn-Hahn, wie meist in ihrer Emphase, weit übers Ziel hinausschießt: „Schickt die Mädchen auf die Universität und die Knaben in die Nähschule und Küche; nach drei Generationen werdet ihr wissen, ob es unmöglich ist, und was es heißt, die Unterdrückten zu sein." ebda.

Wir hören also die Botschaft wohl, die für sich betrachtet so übel nicht klingt, allein uns fehlt der Glaube an ein aufrichtiges Wollen der Sprechenden, die wir einen langen Band hindurch nur in blendenden Toiletten und galanten Abenteuern als in ihrem Element erblickt haben, und deren Dasein sich uns nur als großes Modemagazin voll geputzter Wachspuppen dargestellt hat. So fällt auch in der „Gräfin Faustine" ein Dialog wie der folgende an Ernst und treffender Beobachtung völlig aus dem Rahmen heraus: „Willst du denn, daß die Frauen das Regiment führen? Faustine: Nein, ich will nur, daß die Männer mit ihnen umgehen, wie mit ihresgleichen, und nicht wie mit erkauften Sklavinnen, denen man in übler Laune den Fuß auf den Nacken stellt, und in guter Laune ein Halsband oder ähnlichen Plunder hinwirft. Das demoralisiert die Frauen, es stumpft sie ab. Heut lassen sie sich eine Brutalität gefallen, um dafür morgen einen neuen Hut zu bekommen."

Es liegt immerhin ein guter Kern, und der Ansatz wenigstens zu einer fruchtbaren Idee in dem Grundgedanken beider Romane. In der Heldin des Romans „Der Rechte", die nach dem ihr gemäßen Lebensgefährten die Weiten der Erde durchstreift,

mag sich das Suchen nach dem Ideal der Ehe, das so lange schon in der Luft lag, ausdrücken, in der „Gräfin Faustine" ein Stück faustischen Strebens nach dauernder unerschöpflicher Befriedigung um jeden Preis von Menschen und Verhältnissen, doch können wir es Fanny Lewald nicht verdenken, wenn ihr die erste nur zum Vorbild eines lächerlichen weiblichen Diogenes dient. Zur Zeit, da die „Diogena" entstand, brachte sie noch nicht die Geduld und Nachsicht auf, die winzigen Goldkörnchen aus den reichlich groben Schlacken reinlich zu scheiden. Später jedoch gibt sie, wie aus den „Wandlungen" hervorgeht, zu, daß sie doch nicht unbedingt recht getan habe, das Suchen nach dem „Rechten" lächerlich zu machen. Sie erkennt nun doch den Kern der Wahrheit in dem unwahren Aufputz, sie billigt den unwiderstehlichen Herzensdrang nach dem einzigen Manne, der der Frau die eigene Vollkommenheit geben kann, und ohne den sie nie zu der ihr möglichen Vollendung gelangen mag. „Und kettet das Leben diese Frau vollends an einen Mann, der nicht der ‚Rechte' ist, diese Entwicklung in ihr zu fördern, so sinkt sie unter die
W. IV, Bedingungen ihrer Natur herab."

S. 212/13 Eine andere Zeitgenossin Fanny Lewalds aber hatte ihren Ueberzeugungen glaubhafter Gestalt verliehen; George Sand besaß nicht nur den tiefen Lebensernst und die Reife der Beobachtung für ihre Zeit und deren Mängel und die Ehrlichkeit, was sie für besser erkannt, auszusprechen, sondern mit ihrem warmen Herzen und dem klugen klaren Auge verbindet sich das Erbteil ihrer Nation, der Geist und die glänzende Rhetorik, die, was sie schlicht erkannt, zum Prophetenwort stempelte, das mächtig erklang und auch an Fanny Lewald nicht ungehört vorbeigehen konnte und vorbeiging.

George Sand wurzelt noch mit ihrem ganzen Herzen im Geiste der französischen Revolution, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf ihr Banner schrieb. Nur ihre tiefe Religiosität scheidet sie von jener Bewegung. Auch sie erkannte, wie Rahel

und Bettine, das Leiden des Volkes, wie die ungerechte Stellung der Frau unter dem Gesetz, und ihr, die in Anbetung der Natur, wie in Verachtung der Gesellschaft, den Rousseauschen Gedanken, erwachsen war, brannte ein heilig glühend Herz für beide geknechteten Sklaven in der Brust. Gegen das Gesetz, das, von Männern gemacht, die Frauen vergewaltigt, schleudert sie ihre Anklage. Ueber dem Gesetz in seiner Starrheit soll die Liebe stehen, die, wie es George Sand in ihrer tiefen Religiosität empfinden mußte, des Gesetzes Erfüllung ist, und die bis jetzt nur die Stirne sich wundstieß an allen Hindernissen der Zivilisation. Auch bei ihr bezieht sich der Widerstand gegen die starre Kälte des Gesetzes in erster Linie auf das Verhältnis von Ehe und Liebe, von gesetzlichem Zwang und dem Zug des Herzens. So spricht im Roman „Indiana" Raymond zu der von ihm geliebten Gattin eines andern: „Les hommes et les lois de fer ont disposé de toi, ils m'ont arraché la compagne que Dieu m'eût choisie. Mais que nous importent les hommes et les lois, si je t'aime encore aux bras d'un autre?" 96/97
Wie auch George Sand als tiefste Schmach des Weibes die Ehe ohne Neigung und Wahl empfindet, so gelangt auch sie zur Verachtung des bürgerlichen Gesetzes, das diese schirmt, vor dem Gesetz der Leidenschaft. Ueber dem Recht des Stärkern, das jenes dem Manne gibt und in dem die Gesellschaft ihn bestätigt, steht der Wille der Frau zur Liebe, die George Sand als Tugend des Weibes schlechthin gilt. „C'est pour l'amour qu'elle se fait une gloire de ses fautes; c'est de lui qu'elle reçoit l'héroisme de braver ses remords." Was George II, 166
Sand in ihren poetischen Werken in Erzählung und Seelenleben aufgelöst, was sie an Sehnsucht nach Besserm und Streben nach Freiheit und Wahrheit in ihre Heldinnen gelegt, die die schwärmerischen und revolutionären Ideale mit der emphatischen, fast deklamatorischen Sprache ihrer Dichterin in die Welt rufen, das hat George Sand auch in einem Kapitel ihres Buches

„Souvenirs et idées“ 1848, „la femme dans la société politique“, klar zusammengefaßt und logisch gegliedert nach Konstatierung, Begründung und Forderung. Daß George Sand von der unfreien gesetzlichen Stellung der verheirateten Frau ausgeht und den Zwang und die Unbill des Gesetzes mehr als alle deutschen Frauenvorkämpferinnen, mehr auch als Fanny Lewald, betont, hat seinen Grund im französischen Recht, das die Ehefrau unter die gänzliche materielle Abhängigkeit vom Manne stellt. Und dies, meint George Sand, ist ein Umstand, der sich leicht und unmittelbar beseitigen läßt, sobald man ihn nur unter dem Gesichtspunkte der Logik betrachtet: „ou la propriété n'est pas une chose sacrée, comme ils l'affirment, ou le mariage n'est pas une chose également sacrée, et réciproquement. Deux choses sacrées ne peuvent se détruire l'une l'autre“. George Sand wurzelt, mehr noch als Fanny Lewald, mit ihren Forderungen der bürgerlichen und ehelichen Gleichwertigkeit der Frau völlig im Schoße der Familie, in die ihr Licht hineinleuchten, nicht zündend zerstören will. Sie leiht ihr Wort der Befreiung nur unter der bestimmten Voraussetzung, „que ce soit avec le profond sentiment de la sainteté du mariage, de la fidélité conjugale et de l'amour de la famille“. Und darum warnt auch sie die Frauen vor Ueberspannung der Begehren, denn mancher ernste Mann würde, soviel traut sie der Macht der Wahrheit in aufgeklärten Geistern zu, sich zu ihrem Helfer machen, wenn nicht durch der Frauen eigne Schuld für ihn die Emanzipation der Frau eine bloße entsittlichte Schrankenlosigkeit der Leidenschaften bedeuten müßte. Von solchen Ueberschreitungen scheidet auch George Sand sich des entschiedensten: „Je déclare que je me sépare personnellement et absolument de leur cause, qui sous cet aspect me devient étrangère. Alors je n'ai plus rien à dire.“ Auch sie hegt im Herzen ein Ideal edler Weiblichkeit, das höher steht, als jenes sentimentale und unwahre Scheinwesen, das Fanny Lewald als

spezifisch germanisches Idol verwirft. „Il faut que la femme conserve son sexe et ne supprime de ses habitudes et de ses occupations rien de ce qui peut le manifester. Il serait monstrueux qu'elle retrancheât de sa vie et de ses devoirs les soins de l'intérieur et de la famille. Je voudrais, au contraire, agrandir pour elle ce domaine que je trouve trop restreint. Je voudrais qu'elle put s'occuper davantage de l'éducation de ses enfants, compléter celle de ses filles et préparer celle que ses fils doivent recevoir de l'Etat à un certain âge." Das soll auch vorläufig der einzige Dienst bleiben, den die Frau dem Staat leisten mag. Denn wiewohl George Sand die Frau zu jeglicher Betätigung in Wissenschaft, Kunst und Verwaltung für ebenso fähig hält, lehnt sie doch fürs erste die Teilnahme der Frau an politischen Dingen ab, in der richtigen Erkenntnis, daß bei den bestehenden Erziehungs- und Bildungsverhältnissen kaum eine Minderzahl von Frauen imstande wäre, ein solches Amt richtig auszuüben. „Il me paraît donc insensé de commencer par où l'on doit finir, pour finir par où l'on eût dû commencer." Und sie ist ja auch gegen die Fehler der Frau nicht blind und weiß sie — auch hier finden wir die Gegenüberstellung von Sklaven- und Frauenemanzipation, wie bei Fanny Lewald und schon bei Hippel — aus der Stellung, die der Frau bisher aufgezwungen worden, herzuleiten. „L'esclave homme peut se révolter contre son maître et reprendre franchement et ouvertement sa liberté et sa dignité. L'esclave femme ne peut que tromper son maître et reprendre sournoisement et traitreusement une liberté et une dignité fausses et détournées de leur véritable but." Die üblen Charaktereigenschaften der Frau sind nichts anderes als die Folgen des aufgezwungenen sklavischen Gehorsams, sind die spezifischen Eigenschaften aller Unfreien und Unterdrückten. „Il n'y a rien d'orgueilleux comme l'esclave, rien de vain comme le

valet, rien d'insolent comme la femme qui gouverne en feignant d'obéir." Und wenn es feige ist, daß der Mann der Frau befiehlt, so ist es ungeheuerlich, daß er ihr gehorche. George Sand kennt die Französin so gut wie Fanny Lewald die deutsche Frau, aber sie ist milder und verstehender gegen sie, sie selbst stellt sich ja auch nicht extra naturam. Wohl hält auch sie den Frauen den Spiegel vor, aber aus Pflichtgefühl gegenüber der Allgemeinheit, nicht aus Selbstüberhebung und Verachtung der Masse rügt und ermahnt sie. Sie steht dem Volke der Frauen wie eine aus Liebe strenge Mutter gegenüber, wenn sie sich mit einem Worte wie dem folgenden an sie wendet, das zugleich von einem edlen und stolzen Bewußtsein getragen wird: „Pardonnez-moi de vous parler avec cette vivacité, mon âge mûr et peut-être quelques services rendus à la cause de mon sexe par de nombreux écrits me donnent le droit de remontrance." Aber neben diesem von Stolz getragenen Bewußtsein zeigt George Sand auch eine kindliche Bescheidenheit und Liebe zum Guten um des Guten willen, wenn sie ausruft: „Wenn nur das Gute geschieht, und die, die daran glauben, zum Handeln bereit sind . . . ich bin nur ein schwaches Soldatenkind, aber nehmt mich mit, nehmt mich mit!"

Das sind die Frauen, die den gleichen Weg wie Fanny Lewald betreten, ihn so geebnet und ausgebaut haben, daß es sonderbar wäre, hätten sie ihren Eindruck auf die Nachfahrin und die Zeitgenossin verfehlt. Was sie für ihre Geschlechtsgenossinnen, eine jede an ihrem Platze und nach ihrer Art und Kraft aufrichtig gewollt, das hat auf der heutigen Hochburg der Emanzipationsbestrebungen ein Mann befürwortet. In seinem schon um 1855 entstandenen, 1869 in London gedruckten Buche „On Subjection of Women", das 1872 in der Uebersetzung von Jenny Hirsch in Berlin herauskam, stellt John Stuart Mill, der sich auch der Forderung des Frauenstimmrechts angenommen, das Programm auf für die Verbesserung

der weiblichen Erziehung und die Ausdehnung der Wirksamkeit der Frau. Das Buch, das aus Mills Erfahrungen an den Frauen und den Ueberzeugungen seiner eigenen Frau herausgeschrieben wurde, verrät eine genaue Kenntnis der weiblichen Psyche. Auch er vergleicht die Ehe nach ihrem gegenwärtigen Stande mit der Sklaverei, auch er spricht von der heroischen Treue bei Frauen und Sklaven, von dem Gesetz als dem Feind der Frauen, der unwürdigen Despotie des Mannes, und die Wärme, fast möchte man es Hitze nennen, mit der er all dies vorbringt, scheint beinahe verwunderlich, zumal seine Verteidigungsrede in dem etwas verstiegenen Schlusse gipfelt: „Würde sich die Frau in der Mehrzahl überhaupt noch zur Ehe verstehen, wenn ihr ein anderes Feld bliebe, wenn ihr nicht die Wahl eines Berufes versperrt wäre?" Mill geht hier über die Folgerungen all der Frauen, die wir gestreift haben, hinaus. Wie weit sich die Frauenbewegung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt, wie weit sie sich noch entwickeln wird, davon kann hier nicht die Rede sein, wo es sich um die Erscheinung der Emanzipationsidee in der Literatur handelt. Mill selbst ist auch nur darum interessant, weil Fanny Lewald seine Schrift kannte und seine Bestrebungen hochschätzte und ihm ihre 1869 entstandene, 1870 erschienene Schrift „Für und wider die Frauen" zueignete. Ob diese von Mills Buch, das 1869 in England erschien, völlig unabhängig ist, kann nicht festgestellt werden, da Fanny Lewald in der Widmung betont, die ersten Briefe schon 1868 geschrieben und das Millsche Buch erst nach Beendigung des ihrigen zu Gesicht bekommen zu haben. Es scheint fast eine raffinierte Taktik dabei im Spiele zu sein, doch ist der Nachweis nicht wesentlich, weil auch Mill nichts Neues bringt.

In wie weite Kreise die sozialen Schriften Fanny Lewalds gedrungen sind und welchen Ruf einer Erlöserin und Helferin

sie ihr in allen Landen bei unzähligen hilflosen und ratlosen Frauen und Mädchen eintrugen, beweist eine große Mappe in Fanny Lewalds handschriftlichem Nachlaß, die sie selbst überschrieben hatte: Klagebriefe von Frauen. Da findet sich u. a. der Brief einer jungen Russin aus reichem Hause, die sich einer unerträglichen Familiendespotie entzogen hat und nun mühsam selbst ihren Unterhalt sucht. Sie hat die vierzehn Briefe „Für und wider die Frauen" gelesen und bittet, sie übersetzen und der russischen Gesellschaft bekannt machen zu dürfen. Ein langer Brief, auf dessen Bogen mit zierlichem Kränzlein „Eveline" gepreßt ist, enthält die Klagen der „unverstandenen Frau" über den rauhen Gatten und bringt zugleich mehrere Proben lyrischer Gedichte. Eine Mutter dankt ihr, daß sie mit ihrem Brief über das Makartsche Bild (Kölnische Zeitung 1869) ein wahres Wort gewagt gegen die Zuchtlosigkeit. Viele erbitten sich Rat bei Berufswahl, andere wieder Fanny Lewalds Urteil über literarische Produkte. Wenn auch aus der Sammlung hervorgeht, daß Fanny Lewald nicht durchweg auf volles Verständnis stieß, so mußten die Briefe ihr doch zum Teil ein wohltuendes Zeichen der Dankbarkeit und ein Beweis dafür sein, daß doch etliches auf Ackergrund gefallen war. Immerhin klagte sie in einem Briefe an Carl Alexander v. Sachsen-Weimar ein wenig über die ermüdende Last, die ihr damit geworden, daß sie nun wie ein Arzt beständig konsultiert werde. Sie hatte ein bißchen die Gepflogenheiten der Gelehrten, nicht gern von Unberufenen in Anspruch genommen zu werden, wennschon es ihr in keiner Weise beschwerlich fiel, für eben diese Unberufenen in Schrift und Wort alles Erdenkliche zu tun.

Die „Osterbriefe für die Frauen" bilden das Verbindungsglied zwischen Fanny Lewalds Frauenbestrebungen und ihren sozialen Gleichheitsgedanken. Emanzipation von Vorurteilen gilt hier wie dort. Eins ist ja die Grundlage des andern, und ständige innige Wechselwirkung besteht zwischen beiden Reformen,

der der Frau und der des Volkes, oder sollte wenigstens bestehen. Aber Fanny Lewald hatte ja selbst geklagt über das Mißverhältnis in den Zeitbestrebungen, die die Frauen- mit den Volks- und Judenrechten nicht auf eine Stufe stellten.

Fanny Lewald leitet die soziale Ausgleichung aus dem Naturgesetz der Wandlungen her. „Die sozialen Umgestaltungen", prophezeit sie in ihrem Tagebuche, „werden sich grade so machen, wie die Bildung der Erdoberfläche: durch allmähliche, wenig wahrnehmbare, aber unausgesetzte Tätigkeit und durch einzelne kritische Ausbrüche." 23. 3. 1864

In den großen Kulturbildern und Entwicklungsromanen, wie in kleinern Dichtungen hat Fanny Lewald der sozialen Idee Gestaltung verliehen. Im Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht", der das geistige notwendige Zurückweichen eines degenerierten, untätigen Adelsgeschlechtes vor dem mutigen Vormarsch des arbeitenden und denkenden Bürgerstandes zeigt, findet sich in einem einzigen, langen Satze die Begründung ihrer Tendenz: „Solange es noch Gesellschaften gibt, die einem Bürgerlichen bloß um des Blutes willen sich verschließen, Würden und Aemter, die man ihm aus gleichem Grunde vorenthält; solange die Heirat eines Edelmannes mit der edelsten Tochter einer ehrenhaften bürgerlichen Familie, mag des Adeligen Charakter noch so elend, sein Ruf noch so zweifelhaft sein, von seinesgleichen als eine Mißheirat angesehen wird, die in gewissen Fällen der Staat als eine solche gesetzlich anzuerkennen nicht Bedenken trägt, ja solange selbst die Arbeit, die ich tue, der Handel, auf dem mein Wohlstand und mein Stolz, wie der ganze große Weltverkehr beruhen, als ein dem Adeligen nicht anstehendes Tun erachtet wird, solange fühle ich mich nicht berufen, die Hand dazu zu bieten, daß diesen alten Geschlechtern neben ihren ererbten Vorrechten auch noch ihr ererbter Besitz trotz ihres oft so hochmütigen und müßiggängerischen Leichtsinns erhalten bleibe." II² 94/95
Weniger schroff findet sich der nämliche Gedanke schon in der

Erzählung „Der dritte Stand", wo Franz zu dem Adeligen sagt: „Sie lebten bis jetzt in der Festung der Vorzüge und der Bildung, und das mag notwendig gewesen sein, solange außerhalb rohe Barbaren hausten, vor denen sich zu hüten die Pflicht gebot. Aber die Barbaren sind gute Bürger geworden, sind gebildet wie Sie; warum sich da noch länger hinter mittelalterlichen Wällen verschanzen, die Ihnen den freien Luftzug rauben, der die Welt belebend durchströmt? Allerdings wollen wir diese Wälle abtragen, damit Sie das Volk kennen und lieben lernen, das jenseits wohnt, damit Sie sich der Welt freuen, die schön
S. 124/25 und frei geworden ist." Und begeistert lautet der Schluß der Novelle: „Friede und Freiheit allen, die es begreifen, daß es keine höhere Würde gibt, als ein Mensch zu sein unter Menschen!"

Es ist im Grunde nichts Neues, was Fanny Lewald in neuer Formulierung gibt. Es liegt in ihrer Natur, immer und überall sich auf die Seite des Fortschritts zu stellen im Kampfe gegen überwundene Standpunkte. Ein anderes ist es aber auch hier wieder, in schwungvollen Sätzen Menschengleichheit zu verkünden, ein anderes, diese Gedanken im allerengsten Verkehr Tat werden zu lassen. Wie Fanny Lewald die Klagebriefe überraschend kamen und nicht eben angenehm waren, so verkehrte sie auch mit einem Legationsrate, einem Botschafter, einer Fürstlichkeit lieber als mit der Klasse, für deren Erhöhung sie plädierte. Aber auf einen Streich fällt keine Eiche. Fanny Lewald mochte es vorläufig genug scheinen, ihre Feder einer Idee geliehen zu haben, die dieser hohen Gesellschaft, die sie für ihr Teil zu schätzen wußte, ins Gesicht schlug.

Einiger Mut gehörte ja schließlich auch dazu, die Sache der Juden als die eigene zu vertreten, nachdem sie mit der Taufe dem mißachteten Stamme entronnen war. Das Gefühl der Stammesgemeinschaft erlosch dennoch nie ganz. Und wie sie in ihrem zweiten Werke „Jenny", nach Heinrich Simons glänzen-

der Rechtfertigung den jüdischen Stamm, „aus dem der Erlöser, die Madonna, die Apostel hervorgegangen“, als jedem andern ebenbürtig erklärt, so hat sie sich zeitlebens zu Rettungen bereit gefunden, falls der in Frage Gestellte eben ein Jude war. Von welcher Bedeutung dies jüdische Cliquenwesen bei dem angesehenen literarischen Namen Fanny Lewalds und ihres Gatten (Stahr selbst ist allerdings zeitlebens einen herzlichen Judenhaß nie losgeworden) war, können wir heute, wo der jüdische Druck nicht nur auf den politischen und sozialen Verhältnissen lastet, sondern auch Kunst und Literatur zu verderben droht, am besten ermessen. Ueberzeugung ist auch bei Fanny Lewald nicht überall das treibende Moment, sie hing ja nie innerlich mit den Juden zusammen, trotz ihrer vielen jüdischen Züge, und hat, wo es ihr selbst im Lichte stand, das jüdische Wesen auch gelegentlich scharf angegriffen. Um so mehr berühren die Ausfälle in der „Jenny“ gegen die Gesellschaft, wie Heinrich von Treitschke es ausdrückt, als „gemachter und gezierter Judenschmerz“, und nicht mehr als sentimentale Schönfärberei ist es, wenn sie im gleichen Romane das häusliche Glück und das Familienleben, das sich so häufig bei den Juden findet, folgendermaßen begründet: „Der Mann, dem die freie Bewegung ins Leben hinein überall verwehrt war, der nichts sein eigen nennen durfte, nicht Haus, nicht Hof, dem man das mühsam erworbene Gut unter immer neuen Vorwänden zu entreißen wußte, dem blieb nichts als sein Weib und seine Kinder usw.“ Daß die Juden irgendwann und irgendwo nicht verstanden hätten, ihren Vorteil wahrzunehmen, ist mir nicht bewußt. Sie darin übertreffen, hieße wohl, der Katze den Schmeer abkaufen. Treitschke in seiner deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert äußert sich spöttisch über die „Jenny“: „Und wenn dieselbe reiche Jüdin schmelzend klagte: O Vaterland süß, o Vaterland traut, könnt' ich nur im Tode vereint dir sein, — so hatten die christlichen Deutschen auch dies Herzeleid nicht ver-

(Deutsche Gesch. im 19. Jh. V, S. 387 f.)

schuldet, sie verwehrten ihr ja keineswegs, nach Palästina heim-
V, S. 387 zukehren."

Was aber Fanny Lewald zum Besten der Frauenemanzipation getan, das wird ihr nie bestritten werden; und wenn nicht alles neu und eigen war, was sie gedacht und ausgesprochen, so hat sie doch das unleugbare Verdienst, den Ideen, die sonst nur wenig Bevorzugten offenbar geworden wären, dadurch weitere Verbreitung und allgemeine Wirkung gegeben zu haben, daß sie sie populär formulierte, in öffentlichen Aufrufen und unter dem Gewande der Dichtung. Mag diese Dichtung an sich nun beschaffen sein wie sie will.

IV. Das Werk

Dichter, was du nicht schaffen mußt,
das darfst du nicht schaffen wollen.
Marie v. Ebner-Eschenbach

Nachdem uns Fanny Lewald als eine Persönlichkeit entgegengetreten ist, die festen Fuß gefaßt hatte auf dem Boden ihrer Zeit und streng beherrscht war von einem Ideensystem, muß es uns bei Betrachtung ihres Werkes wohl zuerst interessieren, wie die dichterische Tätigkeit sich mit diesem gedanklichen System auseinandersetzte, wie also ihre Weltanschauung und ihre Reformideen in den Werken, besonders in Stoff und Motivierung sich spiegeln.

Es liegt tatsächlich eine enge Bedingtheit zwischen Fanny Lewalds Stoffwahl und ihren Lieblingsgedanken, so sehr, daß vielfach eine Diskrepanz zwischen dem ideellen und dem künstlerischen Wert ihrer Werke die Folge ist.

Den hauptsächlichsten Stoff von Fanny Lewalds gesamtem Werke bildet die Liebe, weil er großer Bereicherung und mannigfaltiger Problemstellung fähig und geeignet ist, nach allen Seiten Fanny Lewalds Weltanschauung zu verkörpern und ihren Ideen Ausdruck zu verleihen, ihr Grunderlebnis aufzuzeigen. Sie hatte sich's von Anfang an zur Aufgabe gemacht, jeden gefundenen Stoff so in den Dienst ihrer Ideen zu stellen, und faktisch ist ihr dies auch meist gelungen, wenn man von künstlerischen Gesichtspunkten absieht. In den Erstlingswerken macht es sich freilich allzustark fühlbar, daß es der Schreiberin noch nicht gelingt, Stoff und Idee, oder sagen wir hier besser Tendenz, zu amalgamieren. Ihre „Clementine", die den Konflikt von Liebe und ehelicher Pflicht darstellt, zeigt zu offen das nackte gedankliche Gerüst, den Protest gegen die Verstandesheirat; ebenso die „Lebensfrage", in der sich außerdem noch antiklerikale Gedanken unnötig breitmachen; der „Jenny" ist die

Judenfrage, doppelt unterstrichen durch zwei parallele Verhältnisse, Jude und Christin, Christ und Jüdin, allzu deutlich auf die Stirn geschrieben. Noch geht die Idee nicht restlos auf im Stoff, sondern steht neben ihm, mit dem deutlichen Merkmal versehen: Ich bin die Moral von der Geschichte. Doch wäre es ungerecht, wenn man diesen Vorwurf gegen Fanny Lewalds ganzes Lebenswerk erheben wollte. Sie hat für dieselben Gedanken später mit geschärftem Blick den tauglichern Stoff und den treffendern Ausdruck gefunden; sie hat in der einfachen Geschichte „Der Zwang" mindestens so überzeugend wie in der anspruchsvollen „Lebensfrage" den Gedanken ausgesprochen, und auch gestaltet, daß die kirchliche Heiligsprechung und die bürgerliche Rechtfertigung eines Verhältnisses dieses an sich nicht heiligen können, ja daß die Liebe nur in absoluter Freiheit rein bleibe, daß der äußere Zwang, wie ihn die Ehe auferlege, eher zerstörend als befestigend wirken könne. Sie hat in den „Wandlungen" mit der einen Gestalt des jüdischen Doktors die Frage der Judenemanzipation glaubhafter gelöst, als mit dem großen jüdischen Aufwand der „Jenny".

Der Hauptkonflikt, der in Fanny Lewalds Romanen der Liebe erwächst, ist derjenige des Standesunterschiedes, den sie nach ihren Ausgleichsbestrebungen immer glücklich ausgehen läßt. Die Harmlosigkeit und Unbedeutendheit solcher Geschichten liegt auf der Hand, wenn sie auch gelegentlich durch einen bewegten Hintergrund etwas mehr Leben und Farbe gewinnen. Gerne verwendet Fanny Lewald hier die Kämpfe von 1848, wie in der Novelle „Auf roter Erde", oder die polnischen Wirren, mit denen Fanny Lewald, da sie ihr persönlich nicht sympathisch zu sein scheinen, eine Konzession an die Mode macht. Die Polenwirren bilden den Hintergrund zu der ebenso überspannten als unwahren Geschichte „Liebesbriefe eines Gefangenen" und zu der Novelle „Martina", die denselben Stoff: Liebe und Standesunterschied behandeln; doch können wir hier das

Liebesverhältnis zwischen einem deutschen Fürsten und einer polnischen Gräfin nicht als tiefsten Konflikt empfinden, weil uns der genealogische Kalender nicht beständig gegenwärtig ist. Die Ausgleichstendenz ist also nicht immer ganz notwendig und am rechten Platze.

Unerbittlicher im Ausgang der Geschichte ist Fanny Lewald, wo es sich nicht um einen Standes-, sondern vielmehr um einen Bildungsunterschied der Liebenden handelt, wie in der „Kammerjungfer", die die Braut eines jungen Bildhauers ist. Die Kluft zwischen der Bildungs- und Interessensphäre beider wächst und trennt sie. Marie verlobt sich par dépit amoureux und aus Berechnung mit Ludwig, dem alten Faktotum ihrer Herrschaft, zerfällt aber mit sich selbst, denn „sie weiß die Ansprüche ihres Herzens nicht mit ihren äußern Lebensverhältnissen in Uebereinstimmung zu bringen", flieht zu ihrem Fräulein nach Paris, wo sie erfährt, daß diese und der Bildhauer sich lieben, will sich dann töten und wird im rechten Augenblick von dem alles verzeihenden Ludwig gerettet und geheiratet. Daß die Siegerin adelig ist, muß zufällig sein, dennoch bleibt ein Kompromiß unleugbar bestehen, wie denn durch den ganzen Roman, der sich abwechselnd in der herrschenden und der dienenden Klasse abspielt, ein unverkennbares Schwanken und Schillern der Neigung geht. Und es verträgt sich auch nicht mit Fanny Lewalds Auffassung der Ehe, die Lösung durch eine Verstandesheirat um der Versorgung willen herbeizuführen. Das Ganze kommt auf ein „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" heraus, wie in der „Traurigen Geschichte", wo das ganze Unglück eines einfachen Mädchens, das die Frau eines Handwerkers wurde, daher rührt, daß sie im vornehmen Milieu ihrer Herrschaft dem Denken und Fühlen ihres eigenen fremd wird.

Die Ausschließlichkeit, mit der Fanny Lewald das Motiv der Liebe verwendet, führt sie zu spielerischen Komplizierungen. So behandelt sie in den „Pflegeeltern" eine Liebe übers Kreuz,

stellt in den „Unzertrennlichen" Freundschaft und Liebe sich gegenüber, verwendet verschiedentlich das Motiv der Geschwisterliebe; in der Novelle „Die Stimme des Blutes" und im Roman „Schloß Tannenburg" löst Fanny Lewald den Konflikt friedlich als Irrtum auf, im „Armen Mädchen" führt sie ihn nach antikem Schuld- und Schicksalsbegriff zu tragischem Ausgang, ganz in Widerspruch zu der Gerechtigkeit, die sie vom Dichter fordert, wie sie auch im Roman „Benedikt" den Helden unverdient für eine nach unserm Begriff eingebildete Schuld der Mutter büßen läßt. In den Erzählungen „Der dritte Stand" und „Nella, eine Weihnachtsgeschichte", in den Romanen „Adele" und „Die Erlöserin" hat Fanny Lewald das Liebesmotiv in Beziehung gesetzt zur Frauenberufsfrage, und hat in „Adele", die eigene Wesenszüge und eigenes Erleben spiegelt, die Läuterung der Frau auch zu der Liebe durch einen ernsten Beruf — es ist natürlich die Schriftstellerei — dargestellt.

Alle diese Lieblings- und Liebesmotive hat Fanny Lewald auch in ihren großen Romanen verwendet. Denn nach ihrer Auffassung sollte der Roman „das Leben einer oder mehrerer Personen schildern, wie sie, im Zusammentreffen miteinander, sich aneinander und in den gegenseitigen Verhältnissen entwickeln und im gegebenen Falle gestaltend auf ihre Zeit Einfluß
Tageb. 4.10.79 gewinnen". So mußte, wenn man noch den Einfluß Spielhagens dazu nimmt, der im Roman ein umfassendes Weltbild fordert, weniger ein geschlossenes, einheitliches, bedingtes Ganzes, als vielmehr ein regelloses Konglomerat beliebiger Schicksale und Entwicklungen auf mehr oder weniger bewegtem Zeithintergrunde entstehen. Fanny Lewalds Romane tragen alle diesen Charakter, sind alle unter den weiten und in unbestimmtem Grade anwendbaren Gesichtspunkt der naturgemäßen Wandlung und Entwicklung gestellt.

In dem vierbändigen Roman „Wandlungen" zeichnet dem-

gemäß Fanny Lewald eine Reihe von Menschenleben und führt ein jedes in seiner Entwicklung soweit, als es entwicklungsfähig, wie sie selbst sagt „wandlungsfähig", ist. Denn hier wirkt sich nun das Naturgesetz der Wandlung als allein lebendiges und fruchtbares Prinzip aus und wertet die Charaktere an sich.

Friedrich, der junge Theologe, ist erzogen im Sinn seiner Eltern, einfacher Handwerkersleute. Der Geist der Wissenschaft im Verein mit der Luft der adeligen Kreise, wo er durch seinen Freund eingeführt ist, läßt seinen Glauben wankend werden. Dieser befestigt sich wieder und schlägt ins pietistische Gegenteil um, das Denken hilft ihm aber wieder zurecht aus der Ueberspannung und führt ihn nun katastrophal zum Abfall. Nach einer Zeit freigeistig-aufklärerischer, aber von keinem Erfolg gekrönter Wirksamkeit gibt er sein Pfarramt auf, ringt sich in Italien zu völliger Klärung durch und gelangt zu ruhiger Schaffensfreude, Bewunderung des wahrhaft Großen und duldsamer Gerechtigkeit.

Auch Corneliens Wandlungen spielen sich in der religiösen Sphäre ab. Das lebensfrohe Weltkind fühlt sich plötzlich unbegreiflich hingezogen zu den Pietisten und steigert sich in krankhafte Schwärmerei hinein. Durch die Erkenntnis der Unwahrheit und moralischen Unfreiheit ihrer Sekte regt sich ihre gesunde Natur und macht sie aus den unbequemen Banden eingebildeter Liebe und religiöser Ueberspannung frei. Sie ringt sich durch zu persönlicher und geistiger Selbständigkeit und Vorurteilslosigkeit. Wir finden sie als Schriftstellerin in Paris wieder, kurz bevor sie die Frau des jüdischen Doktors wird, an dessen Seite ihr ein reges tätiges Leben ohne Stillstand gesichert ist.

Auch die übrigen Hauptpersonen machen jede ihre Wandlung durch, wenn sie auch nach deren Wesen mehr oder weniger äußerlicher Art ist. Helene fügt sich allem, entsagt der Liebe zu

Friedrich um der Standesvorurteile willen, bleibt sich in ihrer Unfreiheit innerlich gleich und wird nur von den äußern Schicksalswendungen hin- und hergeworfen. Erichs Wandlung ist rückschreitender Art. Aus einem überströmenden idealistischen Studenten wird er zum gehorsamen Sohn des Hauses und läßt sich, wie seine Schwester Helene, eine standesgemäße Ehe aufzwingen, nachdem er die unebenbürtige Geliebte verlassen. Diese, Regine, endlich wird nur vom wandelbaren Geschick bewegt, das die einfache Arbeiterin zur Geliebten des Barons Erich macht, dann Gesellschafterin bei Cornelie und schließlich gefeierte Schauspielerin werden läßt. Der Doktor, der als stille, betrachtende Natur festzustehen scheint in der allgemeinen Bewegung, ist dafür theoretisch der entschiedenste Vertreter der Entwicklungsidee, die er selbst formuliert: „Ich behaupte, daß ein Mensch, der unwandelbar in seinen ererbten Meinungen oder in seinen einmal gefaßten Ansichten verharrt, vollkommen unfähig ist, der fortschreitenden Menschheit irgendwie zu nützen . . . Wir sind Teile eines lebendigen, sich stets verwandelnden, sich stets erneuernden Ganzen, es ist also unsere Aufgabe, uns mit offenen Sinnen, mit sittlichem Ernste der all-
W. I, S. 265 gemeinen Bewegung zu überlassen." Seinen Gegensatz findet der Doktor in dem alten Baron, der das konservative Element verkörpert und das retardierende Moment des auf Bewegung gestellten Romanes ist, mit seinem Standpunkt: „Jeder Mensch, den das Gesetz mündig gesprochen hat, muß sich selbst als reif erklären, indem er sich keine Aenderung seines Sinnes mehr gestattet, indem er eisern festhält an seinem Glauben, seiner
W. I, S. 298 Ehre, seinen Worten." Als Motto ließe sich also wohl über den Roman setzen das Wort aus Fanny Lewalds Tagebuch: „Der Mensch, der sich rühmt, seinen Ueberzeugungen von Anfang an treu geblieben zu sein, sagt von sich aus, daß er keine Entwicklung gehabt hat," oder ein Wort aus dem ersten Bande des Romans selbst: „Eisernes Festhalten an demjenigen, was man

einmal für recht erkannt hat, das kann unter Verhältnissen Verbrechen und Schwäche werden, wenn man eines Bessern belehrt wird. Denn wie die Blüte abfällt, wenn die Frucht sich bildet, so muß man abfallen von einer alten Ueberzeugung, wenn man eine neue, bessere gewonnen hat." W. I, S. 264

Hinter diesen gestalteten und wieder umgestalteten Lebensbildern breitet sich ein ebenso bewegter historischer Hintergrund aus. Es ist der Kampf zwischen Liberalismus und Konservativismus, es ist die Julirevolution in Frankreich, die kräftig mitschwingt mit dem innern Geschehen, und wir werden schließlich bedeutsam mitten hineingezogen in die Barrikadenkämpfe von 1848, als die Wandlungen der Personen und ihrer Geschicke sich katastrophal zu gestalten beginnen.

Fanny Lewalds „Wandlungen" haben also wesentlich ideelle Bedeutung als umfassendes Credo ihrer Welt- und Lebensanschauung, als breit angelegtes Sammelbild ihrer Lieblingsmotive und Grunderlebnisse und werden als solches wohl in einigen größern Romanen wiederholt, aber nicht übertroffen.

Unverkennbar ist in Fanny Lewalds „Wandlungen" der Einfluß Goethes. Schon rein äußerlich erinnert die Ableitung der Gesetzmäßigkeit des Wandels aus Naturvorgängen und die Anwendung dieses Naturgesetzes auf die menschliche Gesellschaft und die menschlichen Beziehungen auffallend an die „Wahlverwandtschaften". „In der Natur ist nichts bestehend und dauernd als ihre nie endende Auflösung und Neugestaltung der vorhandenen Elemente. Ebenso ist es im menschlichen Organismus, und es muß so in ihm sein, denn etwas Unbewegliches könnte sich in der allgemeinen Bewegung nicht selbständig erhalten. Ist das aber mit dem einzelnen Menschen der Fall, so muß es auch dasselbe sein mit der Gesamtheit der Menschen. Sie erzeugt sich neu in ihr selbst, sie erzeugt neue Gedanken und Bedürfnisse, mit ihrer umstimmenden Organisation, sie bedarf also neuer Befriedigungen für ihre neuen Bedürfnisse." W. I, S. 135

Auch in Stil und Anlage, vor allem im Dialog, zeigt sich bewußtes Goethisieren, und Fanny Lewald setzt sich, für die Feindin der Romantik eine seltsame Technik, im Romane selbst, in Dialog und eigener Betrachtung mit Goethes Roman, insbesondere den „Wahlverwandtschaften", auseinander. Sie hat in diesem Romane das, was Goethe gewollt, darzulegen versucht, und davon das, was sie selbst bezweckt, abgegrenzt. „Die Goetheschen Romane haben darin ihre Schranken, daß sie mehr oder weniger auf die Abstraktion vom Leben, auf den schönen Schein des Lebens gearbeitet sind. Sie verhalten sich zur Wirklichkeit, wie die griechischen Götterbilder zur menschlichen Gestalt, wie Raffaels typische Menschengestalten zum individuellen Porträt." Mit einem scheinbar originellen Ausdruck „der schöne Schein" setzt Fanny Lewald sich hier sorglos über eine Grundfrage hinweg, das Erlebnis im Leben und in der Dichtung. Sie nennt ferner die Darstellung der Goetheschen Romane ganz und gar aristokratisch, mit Rücksicht auf das adelige Milieu, das sie selbst doch unzählige Male in ihrem Romane verwendet. „Sie wird unmöglich, sobald man sich von den Leiden und Freuden des wohlhabenden, des bevorzugten Menschen zur Bildungsgeschichte der Menschen im allgemeinen wendet, wie sie sich in den verschiedenen Stufen der Persönlichkeit darstellt, welche noch andere als Seelenkämpfe zu bestehen haben." W. I, S. 84 Mit all ihren großen Entwicklungsromanen ist Fanny Lewald aber die Lösung der so verschieden gewordenen Aufgabe des Romans nicht gelungen. „Sobald der Roman sich aus dem Bereich des befriedigten Bedürfnisses in den Bereich des zu befriedigenden wendet, wird der Roman des schönen Scheins, die typische Behandlung desselben zu einer Unmöglichkeit, der Roman der harten Wirklichkeit und der scharfen Individualisierung zur Notwendigkeit." In keinem ihrer Entwicklungsromane hat Fanny Lewald dies neue Ideal erreicht, weder in den „Wandlungen", die nach Milieu und Gestaltenkreis noch durchaus unter der Konvention des

klassischen und des romantischen Bildungsromans und des Romans der Jungdeutschen stehen, die allerdings mehr die Gebildeten als die zu Bildenden in Fanny Lewalds Sinne zum Vorwurf haben, noch in dem ungeheuer breit angelegten achtbändigen Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht", der in zwei Abteilungen, „Der Freiherr", und „Der Emporkömmling", zerfällt und gewissermaßen als Ableger der „Wandlungen" zu betrachten ist. Der leitende Gedanke ist auch hier die Notwendigkeit der Wandlung alles Bestehenden, nur vorzugsweise aufs Soziale angewendet, und durchaus unter das teleologische Prinzip gestellt. „So gewiß als die fortschreitende Kultur die gemeinschädlichen Tiere in die Einöden zurückdrängen und endlich völlig ausrotten muß und wird, so gewiß muß und wird die fortschreitende Bildung über alle die Geschlechter hinweggehen, die ohne Nutzen für die Gesamtheit leben und, sich von ihr ausschließend, sich hinter Vorrechten und Vorurteilen verschanzen und halten zu können glauben. Was wertlos für das Allgemeine ist, muß untergehen, und kein Adelsbrief und keine Großtat irgendeines Ahnen kann dagegen schützen, kann die Allgemeinheit schadlos halten gegen unberechtigte Ansprüche und hochmütige Arbeitsscheu. Mögen sie zugrunde gehen!" und der II³, S. 287/88
zweite Teil klingt aus in begeisterten Preis des Bürgerstandes, der siegen und die Freiheit endlich heraufführen solle, deren das deutsche Volk und die ganze Welt noch bedürfen.

Wenn auch in solchen Ausfällen und Aussprüchen deutlich genug, so ist doch in der ganzen Haltung des Romans der Grundgedanke nicht plastisch zum Ausdruck gebracht. „Der Freiherr" sind die drei ersten Bände betitelt, „Der Emporkömmling" die fünf Bände des zweiten Teils. Zwar berührt es sympathisch, daß Fanny Lewald auch dem Adel, der doch untergehen muß, eingehende und gerechte Betrachtung schenkt und ihn von seinem Standpunkte aus zu verstehen und zu zeichnen sucht; nach der breiten, liebevollen Schilderung der barönlichen Ver-

hältnisse möchte man aber darauf schwören, ihr Herz neige sich der feudalen Seite zu; denn in Wirklichkeit sind auch die fünf Bände „Der Emporkömmling" von den Angelegenheiten des adeligen Teils in erschreckender Breite angefüllt und voll von Nebenhandlungen und Seitensprüngen. Die Hofepisode in Paris, mit ihren Intrigen, Hohlheiten und Ueberschwenglichkeiten, die Angelegenheiten der Juden, der katholischen Kirche, die in zwei Vertretern, dem Kaplan und dem Abbé, dargestellt wird, ersticken den Grundgedanken, und wir sehen nicht das Wachsen und Vorwärtskommen des arbeitenden Kaufmanns, wir sehen nur, daß der ehemals verstoßene Bastard den Adelssitz gewinnt. Es ist nicht eine gesonderte und doch, wo es nötig, wie Zahnräder ineinandergreifende Parallelhandlung, geschickt und gleichmäßig aufgebaut, wie wir sie in Freytags „Soll und Haben" finden, an denen doch Fanny Lewald vieles auszusetzen hatte. Jener Roman gab Fanny Lewald den Anstoß zu einem spätern Werk, der „Familie Darner", weil er ihr, wie sie sich ausdrückt, „nicht tief genug angelegt zu sein, und den Adel nicht gerecht
Tageb. 31. 7. 1871 genug, den Kaufmann nicht groß genug zu schildern schien". Sie hat also den in der Lebensgeschichte ausgesprochenen Grundsatz für eine Tendenzdichterin allzu gewissenhaft befolgt: „Ich bin mir bewußt, in meinen Arbeiten, ebenso wie ich meine Ueberzeugungen vertrat, auch die mir entgegenstehenden Ansichten und Ueberzeugungen, soweit ich sie nachzudenken vermochte, mit dem Respekt ausgestattet zu haben, welchen die poetische Un-
L. G. 3. 1. 46 parteilichkeit dem Dichter zur Gewissenssache macht."

Auf jeden Fall besteht ein ungeheures Mißverhältnis zwischen dem so langen wie breiten Roman und seinem lakonischen Grundgedanken: „Stehe auf, damit ich mich setze!"

So deutlich der Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" die Spuren eines geschwätzigen Alters trägt, Fanny Lewald hat doch noch einmal, wenige Jahre vor ihrem Tode, einen bessern geschrieben, wenn er auch Freytags Roman, der den Anstoß da-

zu gab, nicht übertraf. In der „Familie Darner" wirken sich alle die Ideen, die Fanny Lewald zeitlebens bewegt haben, noch einmal in recht gelungener Synthese aus: Deutschtum, Freiheit und Humanität, die Judenfrage, die Frauenfrage, die Frage der Leibeigenschaft. Darner selbst, der Selfmademan, ist ursprünglich ein Höriger gewesen, wird zu einer gesellschaftlichen Größe und zum Haupt der Kaufmannschaft. Der Edelmann von Stromberg opfert sein Majorat, um die bürgerliche Dolores Darner zu heiraten, John Kollmann bricht die Exklusivität des Königsberger Patriziates durch seine Heirat mit einer Jüdin.

Die innere Motivierung des Geschehens führt bei Fanny Lewald immer direkt zurück auf ihre Weltanschauung. Daß die große Masse ihrer Geschichten einen sogenannten „glücklichen Schluß" haben, und nur wenige tragisch enden, hat seine Ursache zum Teil in ihrem Optimismus und in ihrer ausgesprochenen Lebensliebe und Scheu vor allem Schmerzlichen. Und wo ihre Romane und Novellen, wie meist, den Befreiungsgedanken zum Ausdruck bringen, ist der glückliche Ausgang gegeben. Wo er unglücklich ist, liegt häufig etwas Gewaltsames, eine Ungerechtigkeit, die uns fremd gewordene Verquickung von Schicksal und Verschuldung vor. So muß Benedikt im gleichnamigen Roman wie seine Schwestern mit Klosterzwang büßen, daß sein Vater, der Mutter unbewußt, in einem andern Erdteil schon eine Frau besaß, und in der Novelle „Ein armes Mädchen" geht Marta aus Verzweiflung darüber, daß sie unwissentlich des Bruders Weib geworden, mit diesem in den Tod. Ein ganz gesundes Urteil fällte über diese Erzählung Rat Crelinger, Fanny Lewalds erprobter Königsberger Freund: „Ich liebe diese verlorenen und wiedergefundenen Kinder nicht," schreibt er ihr am 28. Oktober 1845, „noch minder die Sünde bis ins dritte Glied. Es hat jeder mit sich zu tun. Es bewegt sich auf dem Schauergebiet der Müllnerschen ‚Schuld' und spielt ein

wenig in die ‚Braut von Messina' hinein. Zwei Brüder unglücklich durch die Liebe zu einer nicht gekannten Schwester."

Es fällt Fanny Lewald nicht immer leicht, die Motivierung streng innerlich durchzuführen, in die Charaktere selbst zu verlegen. Wie an Cornelie in den „Wandlungen", so tritt an uns das Bild des Zauberlehrlings, der leichtsinnig beschworenen und ungebändigten Geister, heran: „Und nun drängen sie auf uns heran und fordern ihr Recht! Je näher das Ende herannaht, um so unerbittlicher! Jeder hat einen Anspruch, jeder bedarf der Befreiung, des Abschlusses, sei es durch den Tod oder durch einen gewonnenen Standpunkt . . . Da steht man denn und findet, wie am Lebensende, was man noch alles zu tun hätte, was man versäumt, was man verfehlt hat. Der ganze warme Schöpfungsdrang wird ein Schmerz, ein Ungenügen . . ."

W. IV, S. 26

Im „Mädchen von Hela" ist es Fanny Lewald zum Teil wenigstens gelungen, die Motivierung des Unglücks der Megaschotta aus dem verstockten, trotzig verschlossenen Charakter im Zusammenprall mit dem kleinlichen Milieu zu erklären, gar oft aber hat sie, um zum Ziele zu kommen, einen Charakter willkürlich verzerrt. Es berührt direkt schmerzlich, wenn in den „Wandlungen" Regine, das reine, stolze, kluge Mäden, sich ohne weiteres dem adeligen Liebhaber in die Arme wirft. Es ist unglaublich, daß ein Mann dem andern, wie es in der „Jenny" dargestellt wird, die Geliebte ohne weiteres abtritt. Der Abschluß dieses selben Romans ist auch nicht durch die Notwendigkeit, sondern durch den Zwang der Tendenz gegeben. Warum finden die Liebenden statt der erwarteten Apotheose einen plötzlichen Tod an der Schwelle des Glückes? Weil leidende, nicht gleichberechtigte Juden das Schlußbild stellen mußten, damit die Forderung ihrer Emanzipation um so eindringlicher wirke.

Ein anderer Mangel der Motivierung hat seinen Ursprung

nicht in einem bestimmten Zweck, sondern in künstlerischer Unzulänglichkeit. Es sind die „Zufälle", die man, wie Fanny Lewald es im Roman „Benvenuto" ausdrückt, „in der Dichtung als das roheste Auskunftsmittel zu verdammen pflegt, und die uns im Leben doch häufig genug fördern oder hemmen", welche in Fanny Lewalds Romanen oft eine entscheidende Rolle spielen, als schwaches Surrogat der innern Motivierung. Wenn auch Fanny Lewald zugegeben werden kann, daß das Leben manchmal bizarrer und romanhafter ist als der schönste Roman, so wird ein Künstler es doch nicht gerade hier, in seinen Auswüchsen, fassen; es ist auch nicht manchem Maler gelungen, die Natur unter einem Regenbogen überzeugend darzustellen. Fanny Lewald entfernt sich in solchen schriftstellerischen Grundsätzen nur noch weiter vom Realismus, wo sie gerade glaubt, ihm einen Schritt näherzukommen. Unter solche gewaltsam wirkende Zufälle ist zu zählen das unvermutete Zusammentreffen zweier Hauptpersonen in weiter Ferne oder in einer ungeheuren Stadt, wie es allein in den „Wandlungen" wiederholt vorkommt. Da findet Erich die Regine in Berlin, Friedrich trifft in dem weiten Italien gerade auf einen Maler aus seinem Dorfe, Larßen und der jüdische Doktor finden sich inmitten des Wirrwarrs und der Gefahr der Barrikadenkämpfe, wo sie beide nichts zu tun haben, in dem nächtlichen Paris. Eine besondere Vorliebe zeigt Fanny Lewald für schwere Krankheiten, die als dei ex machina die bedrängten Helden gerade dann darniederwerfen, wenn sie mit sich selbst oder die Dichterin mit ihnen nicht aus noch ein wissen, oder die ihnen das eigene Handeln unmöglich machen, während das Rad des Schicksals sich unerbittlich dreht. Und daß Fanny Lewald solche Zufälle zum Angelpunkt des Geschehens macht, zeigt neben dem künstlerischen Mangel auch wieder einen fatalistischen Zug. Im „Seehof" ist die Krankheit Emils die einzige Ursache dafür, daß seine heimliche Ehe an den Tag kommt und er seine Frau verliert. Im „Armen Mäd-

chen" verhindert zwar Ludwigs Krankheit, daß er seine Schwester heiratet, bewirkt aber ihre Verbindung mit dem zweiten Bruder. Auch solche Zufälle würden uns vielleicht, zumal an zweiter Stelle, nicht so sehr in die Augen springen, wenn Fanny Lewald nicht oft, wo es nötig ist, alles zu sagen, dies versäumte, wie sie an andern Orten nicht fühlt, daß das Letzte ungesagt bleiben muß, nach Voltaires Rezept: „Le secret d'être ennuyeux est de tout dire."

Auch Fanny Lewald ist bei allem Vertrauen auf eigenes absolutes Können eine Ahnung des dichterischen Märtyrtumes nicht erspart geblieben. Es klingt erfahrner, und darum bescheidener, was sie in den „Wandlungen" Cornelie, die ihre eigenen Züge trägt, über das dichterische Gestalten sagen läßt: „Es ist ein eigen Ding um solches Schaffen! Immer wieder werde ich dabei an Goethes Zauberlehrling erinnert. Da ruft man mit der göttlichen Machtvollkommenheit freier Schöpfungskraft die Gestalten aus dem Nichts hervor, und nun stehen sie vor uns und fordern ihr Genügen, fordern Spielraum für ihr Dasein, ihre Tatkraft, fordern eine ihrer eisernen Notwendigkeit gemäße Entwicklung; und sie dürfen das fordern, denn auch sie leben, auch sie sind Menschen, und ihr Dasein hat unleugbar
4. 25 eine bestimmte fortzeugende Kraft." Wahrlich, auch uns fällt manchmal das Bild des hilflosen Zauberlehrlings ein, wenn wir die Stellung, Mimik, Rede beobachten, die Fanny Lewald ihren Geschöpfen anweist.

In der Art ihrer Charakteristik ist bei Fanny Lewald eine große Einseitigkeit zu konstatieren. In den Erstlingswerken treten uns die Charaktere noch recht ungeschickt, fast wie mit Etiketten versehen, entgegen. Sie liebt da besonders die Einführung ihrer Charaktere in Form verallgemeinernder Sätze, wie: Es gibt Naturen, welche ..., X gehörte zu ihnen; oder: Er war einer von denjenigen ... Oder sie stellt die von ihrem Träger gleichsam abgelöste Charakteristik selbständig vor uns hin, wie in

der Novelle „Auf roter Erde": „Demütige Naturen vermögen es, einen Tadel, und wenn es ein ungerechter wäre, schweigend hinzunehmen, usw." Aber noch in der 1862 geschriebenen Novelle „Der dritte Stand" findet sich die unbeholfenste Art der Exposition: „An einem heitern Märztage war im Hause des reichen Fabrikbesitzers Wallbach die Familie schon am frühen Morgen beisammen. Sie bestand aus den Eltern und ihren beiden Kindern. Franz, der Sohn, war ein Mann im Beginn der dreißiger Jahre und Fabrikant,. wie der Vater; die Tochter, ein hübsches, blühendes Mädchen, hieß Luise, und war bedeutend jünger als der Bruder . . ." Für die Lebensgeschichte bevorzugt Fanny Lewald eine ganz besonders einförmige Art der Personeneinführung. Der Schilderung des Aeußern folgt die Nennung des Namens. Daran knüpft sich die Betrachtung, daß ihr bei Nennung dieses Namens noch kein Gedanke daran gekommen sei, wieviel er ihr einst bedeuten sollte.

So bleiben die Charaktere entweder zu flach oder zu typisierend. Der Kreis von Fanny Lewalds Charakteren ist sowieso, dem Stoffkreis entsprechend, begrenzt. Es sind weniger Individuen, als Standesrepräsentanten, Vertreter des Adels, der Bürgerschaft, der Kaufmannschaft. Unter den Aristokraten sind die alten streng konservativ und selbstherrlich, im besten Falle herablassend, die jungen manchmal vom frischen Zuge der Zeit ergriffen, doch meist ohne Dauer. Der dritte Stand, die Bürger, Kaufleute, Arbeiter sind ausdauernd, charakterfest und zielbewußt. Eine bevorzugte Rolle nehmen auch die dienenden Mädchen ein, denen Fanny Lewald viel Interesse und Teilnahme widmete, und die sich in der Dichtung für ihre Zwecke trefflich eignen, da sie mit ihnen Kontrastwirkungen erzielen kann zur Aristokratie. Ihr Charakter und Schicksal aber ist naturgemäß wenig mannigfaltig. Neben ihnen stehen die Frauen des Mittelstandes, die sich aus den Schranken ihrer Erziehung hinaus- und nach einem Berufe sehnen, damit sie nicht eine Hei-

rat um der bloßen Versorgung willen einzugehen gezwungen sind. Alle aber stellen nur Mittel zum Zwecke dar, alle stehen im ehernen Dienste eines Gedankens, einer Tendenz, und die Kraft ihrer Individualität darf sie nicht über diese Schranke hinaustragen. Im allgemeinen zeigen Fanny Lewalds breitangelegte Zeit-, Sitten- und Entwicklungsromane keinen zu großen Aufwand an Charakteren. In den „Wandlungen", in „Von Geschlecht zu Geschlecht", in der „Familie Darner" usw. hat sie gerade nur die Personenkreise eingeführt, die ineinandergreifend die Kette bilden und schließen mußten. Die meisten Charaktere aber sind Naturen, die das Wahrzeichen der Erhebung an sich tragen, die auf Kampf gestellt sind, sei es der Kampf des dritten Standes gegen die Aristokratie, der Kampf der Liebe gegen die Standesunterschiede, der Kampf der Persönlichkeit der Frau gegen die Konvention, der Juden gegen die Mißachtung.

Fanny Lewalds Ideenkreis und die Wahl der ihn vertretenden Charaktere bedingt auch das ihr gewöhnlichste Milieu. Sie selbst ist aus einem für die damaligen deutschen Verhältnisse typischen Kaufmanns- und Bürgerhause hervorgegangen, — so ist es denn auch die bürgerliche und kaufmännische Luft, die ihren Figuren vorzugsweise gemäß ist. Hier ist der richtige Schauplatz für die Gedanken des Fortschritts, für die Darlegung der Tüchtigkeit des Standes, den Fanny Lewald vor allen hochgeschätzt hat. Doch da es ihr nicht gelingt, alle Ideen in Handlung umzusetzen, da sie viele derselben nur im Dialog zur Sprache bringt, braucht sie auch hiezu das wahrscheinliche Milieu. „Ich atme immer auf," schreibt sie einmal an Stahr, „wenn ich an den Dialog komme, und es ist mir bitter schwer
29. 1. 47 geworden, den Dialog in den Erzählungen zu vermeiden." In den Salons der Vornehmen, an Badeorten, auf Reisen können die Charakterelemente zwanglos aufeinandertreffen, die das pro et contra eines Problems vertreten. In die Nähe eines Klosters oder in pietistische Kreise verlegt Fanny Lewald den

Schauplatz des Geschehens, wenn es ihr um Erörterung einer Frage der Religion, um eine Streitschrift gegen religiöse Vorurteile, um den Zwang des Klerus zu tun ist.

Eine ganze große Geschichtsepoche einheitlich zu vergegenwärtigen, dazu reicht Fanny Lewalds Gestaltungskraft nicht aus. Und wenn sie sich auch einmal in einem Briefe rühmt, den Sinn für den Geist einer Zeit vorzüglich zu besitzen, so gelingt es ihr mindestens nicht, diesen dichterisch lebendig werden zu lassen. Schon die Vorarbeiten zum „Prinzen Louis Ferdinand" sind so wenig genialer Art, daß es uns nicht wundert, statt eines geschlossenen Zeitbildes eine kaleidoskopische und schillernde Dichtung vor uns zu sehen, der um des zersplitterten Charakters willen kaum der Titel Roman gebührt. Fanny Lewald hatte auch hier zuviel gewollt, Preußens Erniedrigung schildern, die jüdischen Verhältnisse darlegen, die Zustände im Militär und in einer verrotteten Hofgesellschaft aufdecken wollen; ein großer Apparat historischer Persönlichkeiten, Königin Luise, Gentz, Blücher, Radziwill usw., soll die historische Treue stützen und das Ganze soll sich noch um einen Helden scharen, an dessen Würdigkeit wir nicht glauben, weil Fanny Lewald ihn uns als weichlichen Genußmenschen schildert, der sein Leben in Abenteuern vergeudet und in Liebe seufzt zu zweien und dreien zugleich, dessen Tod selbst in uns nur als tönende Phrase wirkt ... Wir beglückwünschen ihn eher, daß er von seiner Million Schulden wegsterben kann, um so mehr, als der Schmerz der Liebe sich gleichmäßig verteilt auf die Mathilden, Henrietten, Paulinen.

Daß der historische Hintergrund öfters durch die achtundvierziger Kämpfe oder durch die polnischen Wirren gebildet wird, haben wir schon beobachten können, wenn Fanny Lewald Tagesfragen behandelt, wenn sie in den „Wandlungen" sich der politischen Befreiung annimmt, in „Jasch", „Martina", „Liebesbriefe eines Gefangenen" polnisch-deutsche Rassengegensätze ver-

körpert. Originell aber ist sie nie in der Zeichnung des Hintergrundes. Es lag ihr auch zu wenig Eigenwert darin. Ja, sie hat auch Italien, wo sie es als Hintergrund einer Erzählung verwendet, nicht individuell zu gestalten gewußt, wie man doch nach ihrem großen Italienerlebnis erwarten sollte. Das Fehlen des Natursinnes macht sich hier deutlich fühlbar. Am meisten seelischen Zusammenhang beweist Fanny Lewald noch immer mit ihrer ostpreußischen Heimaterde. Und der enggezogene Gesichtskreis von deren einfacher Bevölkerung, des Bürgerstandes, der Bauern und Fischer, scheint mir in einigen Lewaldschen Erzählungen am besten wiedergegeben. Auch der Roman „Die Familie Darner", der in Königsberg selber spielt, zeigt den Vorzug des Erlebten, Eigenen und Bodenständigen, trotzdem auch dieser Roman zu sehr wieder groß und universal angelegter, bewußt konstruierter Entwicklungsroman ist. Vor allem aber denke ich bei diesen Vorzügen an die kleinen Sachen der Fanny Lewald, in der Art ihrer deutschen Lebensbilder, in denen sich die Gedanken, die ihr zumeist am Herzen liegen, in Leben und Tat umgesetzt, bescheiden und überzeugend auswirken. Eine dieser vier Erzählungen, „Die Tante", hat Paul Heyse für den Novellenschatz ausgewählt, allen Versuchen Fanny Lewalds entgegen, ihm eine andere, neuere Novelle zu empfehlen. Noch einheitlicher ist das Kulturbild, das Fanny Lewald in „Kein Haus" entwirft, mit der gleichen Tendenz, wie sie Fritz Reuters „Kein Hüsung" eignet, das erst fünf Jahre später, 1858, erschien. In der Geschichte „Mamsell Philippinens Philipp" gibt sie eine wirklich liebevolle Kleinstadtschilderung, und wir vermissen in dieser Geschichte einzig die Würze des Humors, der den Stoff notwendig durchdringen sollte. Dann hätte aus dem Motiv des von einer unverheirateten Tante erzogenen und verzärtelten Jungen, der sich, da es um sein Lebensglück geht, von der altjüngferlichen Bevormundung befreit und die kleinstädtischen Honoratiorenvorurteile vor den Kopf stößt, wohl ein

ähnlich schalkhaftes Genrebild werden können, wie es Storm im „Vetter Christian" gelungen ist. Am eigenartigsten hat Fanny Lewald das ostpreußische landschaftliche und kulturelle Milieu zu schildern vermocht in dem Roman „Das Mädchen von Hela", schade nur, daß dadurch ein klaffender Riß hereinkommt, daß sie den zweiten Teil wieder in ein adeliges Milieu verlegen zu müssen glaubt. Hier zeigt sich nun die Kehrseite von Fanny Lewalds Universalität, zeigt sich ein Mangel an künstlerischem Geschmack, an Sinn für das, was einzig ein bestimmter Stoff verträgt. Uns berührt nur peinlich, daß die Vornehmen, die das Mädchen aus der Kleinherzigkeit des Städtchens retten wollen, es nun mit ebenso engem Sinn in den Tod treiben. Fanny Lewald hatte hier den Versuch dazu gemacht, einzig aus dem Milieu heraus zu motivieren, und er hätte ihr mit den Mitteln der engherzigen, vorurteilsvollen kleinstädtischen Bevölkerung wohl gelingen müssen, denn hundert Ecken und Kanten von Mißverstehen und Widerstand, von Dumpf- und Stumpfheit hatte sie ja schon aufgezeigt.

Fanny Lewald ist, wenn auch ihre künstlerische Einsicht und ihre Phantasie nicht ausreichten, jeder ihrer Ideen in immer neuer und doch adäquater Form Prägung zu verleihen, jeder den ihr organischen Stoff zu finden, mit ihren Weltbildromanen doch zu einer vielseitigen Beleuchtung der ihr interessantesten Verhältnisse und Probleme gekommen. Sie hat sich aber auf die freie Erfindung ihrer Stoffe aus der Phantasie stets viel zugute getan, und wo immer man in ihren Werken persönliche Reminiszenzen, konkrete Vorbilder zu entdecken glaubte, sich dagegen ausdrücklich verwahrt, außer in den wenigen Fällen, wo sie die bestimmte Anregung durch Tatsachen selbst zugibt. Eine alte französische Spieluhr in einem bäuerischen Hause ruft der Entstehung des Romans „Der Seehof", ein phantastisches Bild aus der französischen Revolution, in dem die Uhr die geringste Stelle einnimmt. Das Porträt einer alten häßlichen Frau in

einem Schlosse führt sie zu dem Roman „Graf Joachim“ mit
dem weiblichen Original der „Cousine“; zum „Mädchen von
Hela“ bezeugt Fanny Lewald zweimal, zuerst in den Reisebrie-
S. 24 fen (vom Kern der Dichtung) und in ihrem Tagebuche: „Die
Hauptgestalt zu der Geschichte lebte in der Person der Mega-
schotta, die bei Freunden diente und, weil sie es nicht wie die
8. 1. 80 andern mit den Männern hielt, für eine Hexe gehalten wurde.“
Im übrigen aber behauptet sie: „Ich habe niemals ein wirklich
L.G.I[2], 175/76 erlebtes Faktum in seiner Nacktheit wiedergegeben,“ und lehnt
für alle nach den Wandlungen entstandenen Romane des be-
stimmtesten jedes Vorbild ab. Es gehört zu ihrem dichterischen
Credo, nicht aus dem Leben zu schöpfen, sondern, wie sie es
nennt, frei zu erfinden. Sie bildet sich also mehr ein auf eine
Phantasie, die einen äußeren Verlauf aus der Luft schöpfen
kann, als auf jene, die jeden beliebigen Stoff individuell zu ge-
stalten und zu durchdringen vermag. Es handelt sich um eine
Art dilettantischer Versteifung Fanny Lewalds auf diesen Punkt,
der ihr vielleicht nicht so wichtig erschienen wäre, hätte sie auch
dieses Wort ihres Meisters Goethe gekannt:

Den Originalen.

Ein Quidam sagt: Ich bin von keiner Schule,
kein Meister lebt, mit dem ich buhle,
auch bin ich weit davon entfernt,
daß ich von Toten was gelernt.
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand,
ich bin ein Narr auf eigne Hand.

Im Grunde handelt es sich um einen nutzlosen Windmühlen-
kampf mit Worten, denen der Begriff zu fehlen scheint. Denn
Fanny Lewald hat in ihren Romanen doch selbst gezeigt, wie-
viel mehr Lebensgehalt und Farbe diejenigen Gestalten ihrer
Werke, wieviel mehr Wahrheit und Eigenart diejenigen Ge-
schehnisse und Konflikte zeigen, die der Erinnerung entstammen.

Und an anderm Orte hat sie auch selbst wieder bekannt, daß ihr in ihrer umfassenden Lebenserfahrung ein ungemessener Hort dichterischer Möglichkeiten gegeben sei, und daß sich (wie selbstverständlich) nur aus „der beruhigten Erfahrung ein reines Kunstwerk schaffen lasse". Und in einem Brief an Alwin bekennt sie einmal stolz: „Was i ch übrigens in der Fülle meiner Anschauungen und Kenntnisse an Menschen aller Art für mein dichterisches Schaffen an Material besitze, das sehe ich bei jeder neuen Arbeit mit Genugtuung." Es ist nicht frei von der Le- 20. 9. 1872
waldschen Selbstüberhebung, wenn sie in der Lebensgeschichte darüber sagt: „Da ich die Stoffe, die ich behandelte, vollkommen beherrschte, da ich die Menschen und die Lagen, in denen sie sich bewegten, bis in ihre kleinsten Einzelheiten kannte, so hatte ich nur immer in das volle Menschenleben hineinzugreifen, um die rechten Gestalten und die rechten Farben für meine Zwecke gleich zur Hand zu haben." Wie sie dann aus dieser III¹, 60f.
Materialfülle das Gegebene formte, wissen wir ebenfalls aus der Lebensgeschichte. Sie arbeitete nicht ängstlich nach den Vorbildern, sondern es hatten sich ihr „aus der Masse des unwillkürlich Beobachteten eine solche Fülle von Typen ausgebildet", daß sie „diese Typen individualisieren, das Allgemeine zum Besondern, das Gesamte zum persönlich Bestimmten, das Charakteristische in einen Charakter zusammenfassen und umschaffen konnte". III¹, 60f.

Daß diese Theorie in einer gewissen Abstraktion und Konstruktion sich an den Charakteren fühlbar machen muß, liegt auf der Hand. Und es bleibt dabei, daß in Fanny Lewalds Romanen einzig diejenigen Personen, die weder frei erfunden, noch zusammengesetzt sind, eigne Lebenskraft besitzen und uns im Gedächtnis haften bleiben. Und zwar sind es nicht gerade diejenigen Personen in den „Wandlungen", zu denen sie selbst die Vorbilder nennt: Friedrich, der Stahrs, Georg, der ihres Bruders Züge tragen soll, Helene, zu der sie Eigentümlichkeiten

ihrer Freundin Therese von Bacheracht verwendet haben will,
der Doktor, der das Typische von Jacoby haben soll, sondern
— der Kreis dieser farbigen und lebendigen Gestalten ist nicht
groß — vor allem die Frauen, die ihr Ebenbild darstellen in
Lebensverhältnissen, Charakter oder Drang nach freier Betäti-
gung. Es ist Fanny Lewald eigentümlich, daß sie diejenigen
Charaktere am besten und am liebsten zeichnet, die ihr ganz ent-
sprechen, oder, wie das bei ihrem Vater zweifellos der Fall ist,
ihr ähnlich sind. Mit Naturen, wie ihre Mutter eine war, hat
sie nichts anzufangen gewußt; wie im Leben, so ist sie ihnen
auch in der Dichtung nicht gerecht geworden. Es sind diejenigen
Frauengestalten, von denen sie in einem Briefe Alwin gegen-
über äußert: „Wir erleben es so oft, daß ganz gute, anscheinend
gescheite Menschen, besonders Frauen, einen bestimmten Kreis
haben, innerhalb dessen sie vollkommen sind und über den hin-
1. 56 aus sie weder zu gehen, noch zu sehen vermögen." Es ist klar,
daß der Idee und dem Stoffe, beide auf Entwicklung und
Wandlung gestellt, solche starr erscheinende Figuren nicht die-
nen konnten. Und wie Fanny Lewald auch im Leben, man denke
an die Montagabende im Stahrschen Salon, die Frauen recht
gut entbehren konnte, so tritt in den Romanen die Frau des
Hauses, das den Mittelpunkt der Entwicklung und der Diskus-
sion aller aufgeworfenen Fragen bildet, selten in den Kreis,
wenn sie nicht schöngeistig genug ist, oder ist meist schon tot zu
Beginn der Erzählung, so daß blasse Erinnerungen und andeu-
tende Umrisse genügen.

Fanny Lewald glaubt nun aber, weil sie das eigene Ich kennt und dessen Maßstab an alles legt, die menschlichen Charaktere auch in ihrer Gesamtheit zu begreifen und bekennt kühn: „In allen meinen Romanen sind die Figuren — ihrer innern Wahrheit nach — in *ihren* Kreis gebannt," so oft sie auch ihnen ganz unorganische Gedankenverbindungen und Aeußerungen aufzwingt, und so die Drähte sichtbar werden läßt, an

denen die Figuren gelenkt werden. Die Reflexion der Dichterin stürzt sich oft wie ein eisiger Strahl auf die Affekte der Personen. In den „Liebesbriefen eines Gefangenen“, die im Stil überhaupt den Produkten der Hahn-Hahn in ihrer schlimmsten Zeit nichts nachgeben, tut sie oft den Schritt vom Erhabenen ins Lächerliche, und Stellen so unpsychologischer Art, wie die folgenden, finden sich nicht selten: „Aber als sie [Marie] allein war, da brach das Gefühl ihrer Verlassenheit wie eine stürzende Flut über sie. Es war ihr, als stehe sie allein mitten im Weltall, und ohne zu wissen, woher sie ihr in diesem Augenblicke kamen, sprach sie die Bibelworte: Und die Erde war wüst und leer, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern!“ . . . Die Kammer-
„Und der Wind schlug den Regen immer heftiger gegen die jungfer, S. 36
Scheiben, der Wetterhahn kreischte immer lauter. Das ist auch ein Hahnenschrei, tönte es in ihr, und es fiel ihr ein, wie Petrus seinen Herrn verraten hatte beim Schrei des Hahns.“ S. 166

Eine Oberflächlichkeit der Charakteristik zeigt auch jene Stelle in den „Wandlungen“, wo Helene, die auf einer Ausfahrt die Ermordung eines treulosen Weibes durch dessen Mann mit angesehen, davon und durch den eigenen Ehebruch tief erschüttert, heimkehrt, und sich wenige Minuten später trotzdem über die Unterschiede zwischen der nazarenischen und der modernen italienischen Malerei ausspricht. Betrachtungen, Erörterungen künstlerischer Probleme stören häufig die Linie der Charaktere. Eine gesuchte und bilderreiche Ausdrucksweise der Personen trägt zur Erhöhung der Plastik nicht bei. Verschiedentlich findet
sich, für die Jüdin allerdings typisch, das Bild von Saul, dem Wandl. 1. 69
Sohne Kis', der auszog, seine Eselin zu suchen, und eine Kö- „ 3. 56
nigskrone fand; und mit wenig innerer Notwendigkeit läßt Fanny Lewald in den „Wandlungen“ den jüdischen Doktor zu Friedrich und Larßen sagen: „Drei machen ein Kollegium, und Ihr Heiland hat ja auch erklärt, daß, wo drei beisammen wären, er unter ihnen sei! so lassen Sie uns denn beisammen sein und

W. I, S. 132 plaudern, das wird ein gottgefällig Unternehmen werden." Unnatürlich wirken so weit hergeholte Bilder vor allem in Momenten erhöhten Affektes. „Große, wahre Liebe schließt als die köstlichste Seelenblüte alle Arten von Liebe in sich, wie die Königin der Nacht, der stolze Cactus grandiflora, den Duft aller andern Blumen in sich vereint." In den „Wandlungen" läßt Fanny Lewald Larßen sagen: „Ich sehe, höre, fühle das alles schon im voraus, wie Heinrich IV. den Dolch des Ravaillac, und wie er kann ich dem Verhängnis, der Nemesis, nicht
W. III, 46 entrinnen." In der Geschichte „Ein armes Mädchen" paßt der mythologische Vergleich wenig zur Erregung des Augenblicks, wenn Ludwig verzweifelnd ausruft: „Also auch du mußtest das Nessusgewand kennenlernen, das man nicht abstreifen kann, ohne sein glühendes Herzblut zu verspritzen? Auch du? und er?
S. 141 — War es nicht genug an den Martern meiner Seele?" Dies stellt sich nun in eine Linie mit Ueberschwenglichkeiten des Ausdrucks, wie wir sie in den „Liebesbriefen eines Gefangenen" fast auf jeder Seite finden, und uns dabei an den Briefwechsel zweier Zeitgenossen in Kellers „Mißbrauchten Liebesbriefen" erinnert fühlen: „Wenn zwei Sterne sich küssen . . .". „Du reines, schuldloses Weib," ruft auch Prinz Louis Ferdinand seiner Mätresse zu, während seine Stimme bebte, „du reines Weib, und das alles um mich? Zum Brandmal wird dir meine Liebe, in die ich dich einhüllen möchte, wie in einen goldenen Heiligenschein, dich zu bewahren vor jedem Schmerz." Als letzte Stilprobe dieser verschrobenen Manier diene eine Partie aus den „Wandlungen", die der „Diogena" würdig wäre, nur leider ganz ernst gemeint ist: „Plastisch selbst in ihrem Schmerze, zog sie die Smaragdnadeln aus ihren Flechten, warf die Spangen und Bänder von sich, daß ihr schwarzes, aufgelöstes Haar schmucklos herniederfloß auf ihr silberweißes Gewand, und mit emporgehobenen Händen, wie zum Gebete niedersinkend in die

Knie, weinte sie mit erstickter Stimme: Muß ich denn elend sein durch Liebe!" W. II, S. 105

Es kommt zuweilen vor, daß Fanny Lewald ihrem Stil zu seinem kargen und nicht immer geschmackvollen Schmuck an Vergleichen und Bildern aus einem unbestimmten künstlerischen Drang heraus Züge von Symbolik verleiht, und damit wenigstens Ansätze gewinnt zu einer innern Form, wie sie bei Otto Ludwig, Keller, Storm, Meyer in Vollendung vorhanden ist, in unlösbarem Zusammenhang zu jedes einzelnen Persönlichkeit und Weltanschauung. Fanny Lewald dagegen zeigt sich am besten dadurch als eine erst Tastende und Suchende, daß sie das immer ausspricht, was sich nur fühlen läßt. So „denkt der Freiherr" in „Von Geschlecht zu Geschlecht", „wie die niedergehauene Allee es jedem gleich verkünden müsse, daß die Art auch an seinen Stamm gelegt sei". In den „Wandlungen" wird, Der Emporkömmling II, S. 30 da Erich die Regine unglücklich gemacht und verlassen hat, wiederholt deutlich auf die Nadel hingewiesen, die er ihr früher einmal geschenkt. Fanny Lewald selbst glaubt an nichts, das sie mit dem Verstande nicht erschöpfend verfolgen kann, das sie nicht bis in seine letzten physischen Ursachen erklären kann, und sie glaubt es sich und ihrem redlichen, aber oft etwas pedantischen und langweiligen Gewissen schuldig zu sein, auch dem Leser, der möglicherweise etwas wundergläubig ist und eine oder zwei romantische Grillen hat, nichts ungenügend Belegtes aufzutischen. Sie macht lieber das Symbol, indem sie es ausspricht, wirkungslos, wie in den „Wandlungen": „Die schwarzgekleidete hohe Gestalt glitt spukhaft an den Wänden hin. So oft er an der Gräfin vorbeikam, verschattete er das Licht, und aufgeregt, wie sie es war, fühlte sie diese Zufälligkeit wie ein Symbol: ‚immer und ewig zwischen mir und dem Licht, das mir leuchten könnte,' rief es in ihr."

So wirkt denn bei Fanny Lewald auch dieses reiche Stilmittel, mit der ihr eigenen Kälte und Bewußtheit gebraucht,

nicht viel besser als eine Bühnenanweisung im Drama, oder als ihre eigenen unzähligen bewertenden Einwürfe. Sie kann es nicht lassen, ständig ihre persönliche Meinung laut und die regierende Hand des Dichters sichtbar werden zu lassen. Schnörkel der Moral und breite interesselose Gemeinplätze stören den Fluß des Geschehens und lockern häufig die nicht allzu straffe Komposition. Es fehlt Fanny Lewald vor allem auch an der Oekonomie der Erzählung. In Gesprächen, Briefen, eingeschalteten Erzählungen finden wir oft ausführlich wiederholt, was wir längst wissen, und die Handlung stockt und verflacht dadurch vielfach. Häufiges Vor- und Zurückgreifen stört den epischen Verlauf, und Fanny Lewald kompliziert denselben gerne. Sie baut mit Vorliebe Rahmenerzählungen, fingiert, die Geschichte aus gefundenen Dokumenten oder aus mündlichem Bericht zu haben. Doch steht diese Vorliebe nicht im richtigen Verhältnis zur Konsequenz der Durchführung. Denn sie erzählt die Einlagen ebenso gründlich und objektiv, und übersieht die Dinge genau so souverän, wie es der Dichter nur darf, wenn er selbst die Rolle des Erzählers übernimmt. Ebenso geht es Fanny Lewald mit den Briefen. Wo knappe historienmäßige Darstellung nach den Höhepunkten natürlich wäre, versieht sie den Stil mit dem lästigen Pomp von Betrachtungen, Einzelheiten, Naturbeschreibungen, Gesprächen, die niemals aufgeschrieben worden sein können. Sie hat es also nur in einem Teile, und zwar im unfruchtbaren Sinne, verstanden, was sie für einen guten Roman zu vermeiden fordert: „Ueberflüssiges und Unnötiges in die Dichtung hineinzuschleudern".

Es lohnt sich wohl, von den fertigen Werken weg einen Blick in die Werkstatt Fanny Lewalds zu tun, in der wir den Schlüssel zu mancher Eigentümlichkeit finden und zugleich vielleicht

einen bessern Ueberblick über das Werk als Ganzes betrachtet finden können.

Es macht in ihrer Entwicklung eine Besonderheit aus, daß sie nicht eigentlich von innen heraus dem Drang nach Gestaltung Folge geben, sondern daß sie geradezu von außen her auf ihr Gestaltungsvermögen aufmerksam gemacht werden mußte. Kurze, leicht hingeworfene Schilderungen seltener Begebenheiten, die sie auch in Briefe einflocht, gelegentliche Erzählung eines Märchens freier Erfindung, konnten bei einem Mädchen ihres Standes, ihrer Intelligenz, ihrer Erziehung und relativen Belesenheit nichts Außerordentliches darstellen. Der Zufall fügte es bei Fanny Lewald, daß diese kleinen Schriftproben ihrem Vetter August Lewald, dem Redaktor, zu Gesichte kamen und er nun daraus einen neuaufgehenden literarischen Stern prophezeite. Es ist um so auffallender, daß Fanny Lewald von außen her den Anstoß zu dichterischer Betätigung erhalten mußte, als sie doch zu Anfang ihrer Produktion schon im dreißigsten Lebensjahre stand. Und eine weitere Merkwürdigkeit liegt darin, daß Fanny Lewald sich nach Empfang dieser Freudenbotschaft nun ohne Säumen hinsetzen und tagelang schreiben konnte. Diese Eigentümlichkeit hat sie denn auch lebenslang bewahrt, nicht zum Vorteil ihrer Werke, und auf ihre Weise die Poesie kommandiert. Von Stimmungen und künstlerischen Zweifeln ist bei ihr nie die Rede. Wenn es nicht Krankheit oder sonstige äußere Störungen waren, so hinderte sie gewiß nichts daran, das zu Papier zu bringen, was sie sich vorgenommen. „Ein Romananfang", äußert sie noch 1883 in einem Brief an Heyse, „oder überhaupt ein Arbeitsanfang ist mir immer wie ein ausgestellter Wechsel erschienen, den ich einzulösen habe." Und gar wunderlich berührt uns ein gelegentlicher Blick in Fanny Lewalds Werkstatt. Schreibt sie doch an Stahr während der Arbeit an den „Liebesbriefen": „Nun springe ich mit einem Satz an meine Arbeit, in den höchsten Schwung leidenschaft-

licher Lyrik. Adolf, ich habe doch was profitiert von Dir . . . also Edmund an Mathilde. Ach, der langweilige Edmund . . . Ich bin äußerst gefühlvoll gewesen und habe sehr leidenschaft-
13. 8. 1846 lich geliebt. Nun gehe ich Mittag essen, hab's mir verdient."

Ja, bis zu einem gewissen Grade überwindet Fanny Lewald selbst körperliches Unwohlsein zugunsten (wenn nicht zuungunsten) der Arbeit. So bekennt sie von den „Wandlungen", daß sie sie geschrieben habe mit einem Eimer Eiswasser neben sich und kalten Umschlägen auf dem Kopf.

Es ist wahr, man möchte manchem modernen genialischen Poeten etwas mehr nüchternen Ernst und ehrliche Arbeit wünschen, aber so kann es nicht gemeint sein, daß man das Dichten betreibt als ein Pflügen im buchstäblichen Schweiße des Angesichtes, wie Fanny Lewald es tut, wenn sie seufzt: „Ob ich heute in acht Tagen mit meinem Roman fertig bin, weiß ich nicht. Ich sehne mich aber danach, denn es arbeitet sich mit so
a. Alw. glühenden Händen und schweißtriefend schwer."

11. 4. 1855 Wenn schon Varnhagen von Ense Fanny Lewald wegen ihrer Tendenzen vorwarf, mit dem Pegasus pflügen sei sündlich, so scheint es mir noch viel sündlicher, ihn wie das Pferd eines Milchmannes des Erwerbes wegen in Bewegung zu setzen. Denn es ist nicht zu leugnen, daß Fanny Lewalds Kunst nach Brot geht, und daß sie ihre Tätigkeit regulieren kann, je nachdem sie Geld nötig zu haben glaubt oder nicht. Und die „epische Breite" auch scheint nicht ganz unabhängig zu sein vom Erträgnis des Druckbogens.

Auf ihre künstlerische Auffassung ist gewiß auch die besondere Art zurückzuführen, wie Fanny Lewald zur Bühne kam, oder zu kommen hoffte. Von innerer Auseinandersetzung zwischen Epik und Drama verspürt sie nichts; sie hat in ihrer schriftstellerischen Tätigkeit am Dialog, „der ihr liegt", soviel Freude gehabt, daß sie diese Gabe, im Dialog alle ideellen Seiten eines Romans aufzurollen, für genügend erachtet. Daß

der Entschluß, sich dem Drama zuzuwenden, gerade reift, nachdem sie sich wieder einmal mit ihrem Verleger ein bißchen gezaust wegen der geringen Einträglichkeit ihrer Romane, bestätigt die Annahme. Sie zeigt das auch selbst überzeugend in einem Brief an Alwin: „Ich stelle meine Hoffnung aufs Theater und will sehen, ob es mir nicht möglich ist, für die Bühne zu arbeiten. Vergnügen aber macht mir diese Art der Arbeit nicht. Indes es wird gehen, und unabhängig werde ich mich, solange ich nur arbeitsfähig bleibe, schon zu erhalten wissen." I, 4. 1. 1860
Elf Tage später ist „Poesie und Prosa, Schauspiel in fünf Akten, nach dem Italienischen des Paolo Ferrari, mit Autorisation des Verfassers frei bearbeitet", beendet, und Fanny Lewald versendet das „Schauspiel", ein elendes Machwerk, schon „mit einem Berg von Briefen an die verschiedenen Intendanzen und Regien", an Devrient, Dingelstedt, Laube u. a., die aber 12. 7. 1860
alle ihre Ablehnung in mehr oder weniger gewundenen Sätzen ausdrücken.

Die Ansicht Fanny Lewalds vom Dichterberuf zeigt also durchaus eine absteigende Kurve. „Ich war froh, frei, mächtig und unverzagt, ich hatte fortwährend ein Gefühl der Kraft und auch ein gewisses Gefühl des Gelingens," ruft sie in der ersten Ge- L. G. III[1], 60
staltungsfreude aus, und das Gefühl ist wohl verständlich, wenn man die Enge des häuslichen Lebens und die Begrenzung und Eintönigkeit der bisherigen mit der sich eröffnenden Arbeitsweise vergleicht. Und das erste Credo ihres Schaffens lautet: „Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes und von der Gewalt des Wortes über das Herz der Menschen." Aus der ersten Schaffensfreude wuchs also zugleich eine jugendliche Begeisterung und die feste Zuversicht, mit dem, was sie schrieb, im Dienste des Guten zu wirken und zu wandeln. „Von meinem ersten kleinen Roman an", behauptet Fanny Lewald in ihrer Lebensgeschichte, „bis hin zu diesen gegenwärtigen Geständnissen über mich selbst habe ich

es als meine höchste Aufgabe betrachtet, in meinen Arbeiten
dichtend den Zwecken und Tendenzen zu dienen, welche mir
III[1], S. 46 Ideal und Religion sind, seit ich zu denken gelernt habe."
Und sie fährt fort: „Es hat mir auch keinen Kummer ver-
ursacht, wenn man mir damit einen Vorwurf zu machen ge-
glaubt, daß meine Tendenzen in meinen Dichtungen deutlich
durchzufühlen seien. Denn abgesehen davon, daß es mir für
einen Menschen von ernsten Ueberzeugungen unmöglich scheint,
diese nicht auch in seinen schöpferischen Arbeiten, als seine sitt-
lichen Grundlagen zu vertreten, habe ich oftmals erfahren, wie
ich hier Klarheit und dort Duldung in eine Seele getragen,
der beide auf dem Wege der eigenen Erfahrung oder der kalten
Doktrin nicht zugänglich gewesen wären, und hätte ich den
Glauben nicht gehabt, mit der offenen Darlegung meines in-
nersten Erfahrens und Erleidens denselben sittlich poetischen
Zwecken zu dienen, denen mein Leben nun seit zwanzig Jahren
gewidmet gewesen ist, so würde ganz gewiß kein Blatt dieses
Werkes in die Oeffentlichkeit gekommen und keine Zeile des-
ebda. selben geschrieben worden sein."

In diesem dichterischen Glaubensbekenntnis und der Selbst-
rechtfertigung, die zugleich eine Stilprobe sind, kommt nun auch
schon wieder einer der gröbsten Auswüchse von Fanny Lewalds
Schriftstellertum zum Vorschein, ihre hochmütige Verachtung
gegenüber künstlerischen Dingen, die sich mit dem ständigen
Wachsen ihrer Selbstgerechtigkeit später bis ins Maßlose ge-
steigert hat, und sich nirgends deutlicher manifestiert, als in
ihrer Stellung zur Literatur überhaupt.

V. Ihre Stellung zu und in der Literatur

Die Erfolge des Tages gehören
der verwegenen Mittelmäßigkeit.
Marie v. Ebner-Eschenbach

Goethe galt Fanny Lewald immer als höchstes Kunstprinzip. Merkwürdig ist nur, daß sie vor allem sich zu dem alten Goethe hingezogen fühlte; die Tatsache, daß sie an ihm die verallgemeinernde Abstraktion besser verstand und höher schätzte als den Realismus, kennzeichnet von vornherein ihre Stellung zur Literatur überhaupt. Es berührt einigermaßen wunderlich, unter ihres Vaters Lieblingslektüre Goethes „Natürliche Tochter" an erster Stelle zu finden. Den gleich folgenden „Wilhelm Meister" hat auch die Tochter sich zum Gegenstande reiflichen Studiums gemacht. Wie sie sich mit dem Goetheschen Romane auseinandersetzte, ist schon bei Besprechung ihrer Werke hervorgetreten. Es waren vor allem die Romane Goethes, ja man kann sagen ausschließlich die Romane, die ihre Bewunderung und ihr Urteil herausforderten: eine lyrische Ader besaß Fanny Lewald niemals; so mögen ihr auch die Dramen fremd geblieben sein.

Der sonderbare Kunstgeschmack des Vaters hat sich zu einem Teil auf die Tochter vererbt. Auch sie nennt Schillers „Geisterseher", der zu des Vaters Lieblingsbüchern zählt, — im übrigen erwähnt sie Schiller niemals — „ein wahres Meisterstück von Erzählung und Komposition". Wenn aber beim Vater noch Tageb. 5. 11. 59
Zacharias Werner und Jean Paul unter den Lieblingsdichtern stehen, so weicht darin der Geschmack der Tochter wesentlich ab. Die romantische Ader fehlte ihr so gut wie die lyrische. Ja, eine ausgesprochene Abneigung gegen die Literatur der Romantik zieht sich als wesentlicher Zug durch ihre Literaturanschauungen. „Die ganze romantische Schule hat gelebt, als wäre sie nur zum Theoretisieren und Anatomieren des Empfindens und

des Empfundenen auf der Welt. Während sie den Gedanken
Tageb. 16. 5. erzeugen, zergliedern sie ihn." Und was sie später anläßlich
1845 Gutzkows äußert: „Das Produzieren fordert ein Gemüt, das an
die selbstgeschaffenen Gestalten, an die daraus erwachsenden
Zustände glaubt, ohne sie mit der Kritik des Zweifels zu zer-
stören," kann von ihrem Standpunkt aus durchaus auch auf die
Romantiker angewendet werden. Nicht nur die romantische Iro-
nie aber ist es, was Fanny Lewald diesen Kreis unsympathisch
macht, und was der völlig unter der Herrschaft des Verstandes
Stehenden eher konform hätte sein sollen. Sie wirft den Dich-
tern der romantischen Schule vor allem vor, daß sie das Alter-
tum nicht verstanden hätten, daß sie es in ihrem „sinnlichen
Spiritualismus", in ihrer „übersinnlichen Sinnlichkeit" nicht
verstehen konnten. „Ihnen war nur die kultivierte, nicht die na-
turwüchsige Schönheit schön. Sie putzten sie auf mit hinzuge-
tretenen Ideen, sie machten sich ‚Natur und Volk', ‚Natur-
wüchsiges und Volkstümliches' erst mit Sentimentalität und
Christentum zurecht . . . Sie trugen den christlichen Dualismus
auf alles über und machten damit jede antike Einheit unmög-
Tageb. 29. 7. lich."
1849 Fanny Lewalds ganze Einseitigkeit und Intoleranz wird aus
diesem Satze fühlbar. Vor allem steht es ihr nicht an, einer Li-
teraturrichtung das „Aufputzen mit Ideen" vorzuwerfen, die
selbst ein ganzes Lebenswerk in den Dienst nicht einmal der
reinen Idee, sondern der Tendenz gestellt hat. Der Grund ihrer
Abneigung liegt darin: Ihre ganze Persönlichkeit und Welt-
anschauung ist derjenigen der Romantik durchaus entgegenge-
setzt. Die Betonung des Gefühlsmäßigen, des Unbewußten, der
tiefe religiöse Zug, die starke philosophische Ader, der Humor
und die Märchenfreude fehlen ihr absolut. Denn nicht nur ein
Gemüt, das an die Gestalten und Zustände glaubt, fordert
Fanny Lewald vom Dichter, wie er ihr Ideal ist, eines viel-
mehr, das sie auch restlos zu durchschauen und so zu zeichnen

vermag, daß nichts Irrationales bleibt, keine Frage, die nicht ihre Antwort, keine Rätsel, die nicht ihre Lösung gefunden, nichts Unbewußtes, das in der Tiefe der Seele weiterschafft.

Am besten zeigt dies Fanny Lewalds Stellung zu den deutschen Volksmärchen, die sie „verlaufslose Einfälle" nennt, „oft voll entschiedener Ungerechtigkeiten und meist voll Roheit. Die geringere Zahl ist naiv oder gar poetisch". Die „Gerechtigkeit" vermißt sie nicht nur hier. Sie fordert sie vom Dichter überhaupt. Ja, sie warf Paul Heyse, mit dem sie im spätern Alter einen ziemlich regen Briefwechsel führte, vor, er sei in seinem Roman „Kinder der Welt" der Ethik dadurch zu nahe getreten, daß er gemeine Verbrecher ungestraft entlasse. „Der Roman ist Anfang und Ende des Stückes Geschichte, das er umschließt, und der Dichter, der ihn mit göttlicher Vollkraft nach seinem Ebenbilde schafft, d. h. aus seiner Weltanschauung, ist verpflichtet, vor des Lesers Augen Recht und Gerechtigkeit zu üben und gerechter zu sein und oft auch gnädiger, als die sogenannte göttliche Vorsehung." 12. 2. 1875

Wie der romantischen Schule mit Abneigung, so stand Fanny Lewald der jungdeutschen mit Skepsis gegenüber. Was Fanny Lewald an der Literatur des jungen Deutschland vor allem widerwärtig erschien, war die Selbstbespiegelung, die sie ja auch an den Romantikern abgestoßen, „die Selbstverschönerung, der Zynismus, der sich neben der tiefsten und reinsten Poesie in ekelerregender Weise breitmachte"; die Verwirrung und Ueberraschung, die die phantastischen Produktionen ins Publikum brachten, der Parteistreit mit Schlagworten und technischen Phrasen, und endlich die Emanzipation des Fleisches, die die Verherrlichung der Individualität krönte. Daß sie selbst mit einem Teil ihrer Ideen im jungen Deutschland verwurzelt ist, wennschon die Aeste vom Stamm wegstreben, ignoriert Fanny Lewald, ebenso den ideellen Zusammenhang mit der zeitgenössischen französischen Literatur. Denn sie wirft dem jungen

Deutschland vor, daß es nie den Mut seiner Meinung habe und nur mit einer Menge aus Frankreich importierter Meinungen herumhausiere, ohne selbst irgendwie daran zu glauben. Daß nichts von dem, was die Jungdeutschen geschaffen, stehenbleiben konnte, hatte sich allerdings in dem Augenblicke, da Fanny Lewald dies Urteil fällte, bereits bewahrheitet: „Was weiß denn die gegenwärtige Jugend noch von Gutzkow? Kühne? Laube? Wienbarg? — Dagegen Immermann und seinesgleichen!" Die letztere Prophezeiung ist allerdings nicht in Erfüllung gegangen. Immermann gehört wohl heute so wenig wie das junge Deutschland zur lebendigen Literatur.

Ueber den zwischen der romantischen und der jungdeutschen Schule mittendrinstehenden Heinrich Heine ist Fanny Lewalds Urteil schillernd und ihre Stellung schwankend. Ob es ihr mit der Bewunderung seiner Lyrik, wie sie sie in der Jugend empfunden zu haben behauptet, so ganz Ernst war, ist zu bezweifeln. Was sie an Herwegh bewunderte, hätte sie bei Heine wohl in höherm Maße finden können, und an dichterischer Erlebnis- und Gestaltungskraft noch einiges dazu, was Herwegh, ihr unbewußt, fehlt. Gerade das aber hat sie in der Literatur nicht gesucht und nicht entdeckt, und keiner ihrer literarischen Lieblinge — an Goethe hat sie das Lyrische ja auch nicht gesucht — weist es in überwältigender Fülle auf. Man ist versucht zu glauben, daß alles, was sie Günstiges über Heine äußert, dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie es sie auch mit Auerbach, Jacoby, Börne, Simon kraft deren jüdischer Abstammung verband, entsprungen sei. Jüdischer Schönfärberei ist sicher das Urteil, das sie in den „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" über Heine äußert, zuzuschreiben: „Es ist Heine mit Deutschland gegangen, wie es edlen Naturen mit einer Jugendliebe geht, von der sie verraten worden sind. Man kann sich zuletzt an den Gedanken dieses Verrates gewöhnen, man kann ruhiger darüber werden; aber man vergißt weder die Liebe noch den Schmerz." Unklar

ist aber das folgende: „Man kann dahin kommen, das, was man einst geliebt, mit strenger Objektivität zu betrachten, all seine Fehler zu erkennen, verleumden wird man es nie." Es kann aber, nach der Art, wie Fanny Lewald sich Stahr gegenüber einmal über Heine geäußert, kaum zu dessen Gunsten ausgelegt werden. Es war nicht Sympathie, sondern nur müßige Neugier, und das immerwährende Bestreben, mit allen Größen persönlich zu verkehren, was sie Heine in seiner Matratzengruft aufstören ließ. Sagt doch Goethe einmal:

Ja, wer eure Verehrung nicht kennte,
Euch, nicht ihm baut ihr Monumente.

Ganz unzweideutig ist endlich die Aeußerung, die Fanny Lewald in einem Briefe vom 19. März 1856 über Heine tut: „Heine ist als Charakter einer der verächtlichsten Menschen, und die Zeit ist gottlob vorüber, in der man glaubte, den Dichter vom Menschen trennen zu können." Und weil ihr selbst, wie sie in ihrer Lebensgeschichte darlegt, das Bewußtsein, als Schriftstellerin lehrend und beratend vor den Menschen dazustehen, zu einem Antrieb der Selbsterziehung wurde, weil sie „sich und ihre Werke in Einklang bringen und nichts lehren wollte, was sie nicht in ihrem Leben darzutun und durch alle Wechselfälle zu behaupten entschlossen war", konnte sie Heine unmöglich gerecht werden, ja er verkörperte ihr geradezu den Gegensatz zu ihrem Ideal eines Dichters; aber von unverkennbarem Philisterium zeugt ein entsprechender Passus in der Lebensgeschichte: „Ich für mein Teil habe nie wieder eine Zeile von einem Schriftsteller gelesen, vor dem ich als Mensch keine Achtung und keinen Respekt mehr hegte. Denn wie man sich auch stellte, es springt niemand über seinen Schatten, und es kann niemand in Wahrheit über sich selbst hinaus." L. G. III¹, S. 103

Was Fanny Lewald an Heine vermißte, die schöne Harmonie zwischen Leben und Dichten, das glaubte sie in seinem Wider-

facher Platen vollauf zu finden, den ja Gottfried Keller im „Apotheker von Chamounix" bezeichnenderweise sagen läßt:

Denn sein Herz vertrug nicht beides,
Sänger und ein Hund zu sein.

In Fanny Lewalds Reisebriefen und Erinnerungsblättern finden sich daher auch nicht viel weniger Platensche als Goethesche Zitate. Daß sie sich auch nicht selten wiederholen, scheint ein Beweis dafür, daß sie trotz aller Verehrung weder den ganzen Goethe, noch den ganzen Platen kannte. Sie war nie eine starke Leserin. Auch Amely Bölte sagt ihr nach, daß sie lieber spielend aus dem Gespräch der Männer gelernt hätte, als mühsam aus Büchern ihr Wissen zusammengetragen. Durch Stahr und den regen literarischen Verkehr im eigenen Hause und auf Reisen erhielt sie sich dennoch immer auf der Höhe des Urteils über die Neuerscheinungen. Einigermaßen komisch klingt allerdings Fannys Aeußerung gegenüber Alwin, die alten Meister der Malerei betreffend, und möchte wohl ihre literarische Parallele in den schöngeistigen Salongesprächen gefunden haben: „Was die alten Meister sind, wissen wir; auf das Mehr oder Weniger ihrer Werke, die wir gesehen haben, kommt es nicht an."

a. Alwin, ohne Datum

Was an der Vorliebe für Platen am meisten auffällt, ist der Umstand, daß Fanny Lewald für seine formale Größe offenbar ein Auge hatte, während sie doch sonst die Form durchaus unter den Inhalt stellt, wie es sich aus ihrer Tendenzdichtung allein zur Genüge ergibt. Im Tagebuch schreibt sie am 19. Januar 1877 den wichtigen Satz nieder: „Nicht die bloße Ausführung, das Können bringen die wesentliche Wirkung hervor, sondern der Inhalt, der Gegenstand des Dargestellten ist die Hauptsache in aller Kunst." Daß dieses Können nicht nur die äußere, sondern auch die innere Form einbegreift, ist klar.

In ihrer Jugend, als die politische Poesie aufgekommen war und besonders in Königsberg einen begeisterten Anhängerkreis

fand, war Fanny Lewald im Enthusiasmus mitgegangen, vor allem für den „Körner des neuen Freiheitskampfes“, wie Georg Herwegh gern genannt wurde. Enthusiastische Sympathie wurde ihm auch überall zuteil anläßlich seines Besuches in Königsberg. Fanny Lewald charakterisiert ihn vortrefflich, daß sie aber den ganzen äußerlichen Aufputz seiner Poesie für bare Münze nimmt, scheint der jüdischen Vorliebe für das Pathetische, für die großen Worte, zu entspringen. Geradezu hingerissen bekennt sie sich von der leichten und „schwungvollen Diktion, der Kraft seines Ausdruckes, dem Dithyrambisch-Rhetorischen in seiner Begeisterung, der schneidenden Schärfe seines Spottes“ usw.

Die Stellung Fanny Lewalds zur Literatur ihrer Tage zeigt deutlich das Verhältnis ihrer Persönlichkeit zu den dichterischen Forderungen. Wie sie selbst gegen die Nachtseite des Lebens eine fast feige Scheu in sich trug, so wünschte sie auch in der Dichtung, und das im Alter mehr und mehr, nur Schönheit und Idealität zu finden. Der französischen Literatur, Taine an der Spitze, den sie den wahren französischen Nicolai nennt, macht sie in Bausch und Bogen den Vorwurf schmutziger Sinnlichkeit, Gutzkow ist ihr der Poet der Unnatur, Hebbel kommt ihr vor, wie „ein roher, fleischfressender Kannibale“, seine Werke sind ihr unüberwindlich, beleidigend, unschön und unästhetisch bis zum Unerträglichen. „Er wühlt im Ekelhaften, und noch habe ich in all seinen Werken nicht eine gesunde, innerlich schöne, gleichmäßige Natur gefunden. Seine Ideale haben etwas so Ueberspanntes, Unmögliches, Erdelosgesagtes, und die andern sind ungeschlachte Wilde, Barbaren im Sinne des ästhetischen Griechen.“

Es waren nicht die Besten ihrer Zeit, die ihr Ideal zu verkörpern schienen. Was ganz einfach Oberflächlichkeit, Unfähigkeit des Erlebens, kampfloses Schriftstellern war, nahm Fanny Lewald für Schönheit, Idealität, Abgeklärtheit. Eine merk-

würdige Entwicklung macht das Verhältnis zu Paul Heyse
durch. Das Urteil, das sie 1860 gegenüber Stahr über Heyses
Novellen fällt, ist hart und absprechend und deshalb ungerecht,
weil es den tadelnden Akzent auf seine Qualitäten legt und die
Mängel innerlicher Natur übersieht. „Die Heyseschen No-
vellen sind die reine Unnatur und Gesuchtheit, soweit es die
Motive betrifft; die reine Willkür der Talentlosigkeit, die
ganz unfähig ist, das einfach Wahre im Vorübergehen zu
bemerken und also mühsam Absonderlichkeiten erdenken muß.
Dabei ist ein Szenerieaufwand, der durch nichts gerecht-
fertigt ist, Quark in Prachtsälen." Um so sonderbarer be-
rührt der Ton des Briefwechsels, der zehn Jahre später ange-
bahnt wird dadurch, daß Heyse für seinen gemeinsam mit Kug-
ler herausgegebenen Novellenschatz um eine Novelle der Fanny
Lewald nachsucht. „Daß Sie ein eigentlicher Dichter sind,"
schreibt Fanny Lewald da demselben Heyse, dem sie erst abso-
lute Talentlosigkeit vorgeworfen hat, „fühlt sich am sichersten
darin heraus, daß Ihnen am vollendetsten gelingt, was ferne
liegt, und wo Ihrer schönheitslustigen Phantasie keine unge-
25. 7. 71 schickte Wirklichkeit Schranken gegenüberstellt." Es ist ein höf-
liches Obenhinloben, das diesen Briefwechsel auszeichnet. Zwar
trifft Heyse, der an künstlerischer Einsicht Fanny Lewald weit
übertrifft, oft den Kernmangel in ihren Sachen. So kritisiert
er „Die Erlöserin", diesen dreibändigen Roman ohne Hand-
lung, treffend und erschöpfend, doch war Fanny Lewald für
Tadel nie empfänglich. Und typisch für das Nachlassen der
dichterischen Kraft bei unverminderter quantitativer Produktion
ist ihre Selbstverteidigung: „Es ist eine eigene Erfahrung, wie
man allmählich bei dem Schaffen immer weniger an den Leser
und immer mehr an die Befriedigung denkt, die man selbst im
Augenblick des Schaffens vom Schaffen hat. Ich versichere Sie,
ich war all den Menschen gut, mit denen ich es in der Dichtung
23. 8. 73 zu tun hatte. Was will man denn mehr?"

Es sind einige Wesenszüge, die Heyse und Fanny Lewald
gemein haben: außer der geringen Erlebnisfähigkeit und dem
Abgleiten jedes großen Schmerzes ist Heyse, wie ihr, auch die
Eitelkeit und vor allem die ins Flache verlaufende Vielschreibe-
rei, sowie der eigentümliche Idealitätsbegriff eigen, den beide
dem mächtig aufstrebenden Realismus entgegensetzen. „Mit
Ihrem Alkibiades", schreibt Fanny Lewald an Heyse, „haben 22. 11. 82
Sie mir wieder dargetan, daß Sie, obschon soviel jünger als
Stahr und ich, doch noch zu d e r Schule gehören, die da glaubt,
mit dem Adel der Sprache und mit dem Einfachen wirken zu
können." „Sie, Heyse, und ich und Rudolf Lindau können er-
zählen," bekennt sie ein andermal stolz, „wir machen keine ordi-
nären Konzessionen an die Sensation; und ich denke, dabei wol-
len wir's denn auch belassen." 18. 5. 83

Sensation ist für Fanny Lewald das Hauptmerkmal derjeni-
gen Bewegung, der sie sich mit allen ihr zu Gebote stehenden
Kräften widersetzt hat, des Realismus. „Ich will für mein Teil
in der Dichtung nicht ertragen, wovor ich im Leben davonlaufen
würde. Wir sind ja überhaupt am glücklichsten, wenn wir uns
nur an das Schöne halten und das Häßliche gar nicht sehen."
Mit dem zunehmenden Alter zieht sie sich aus dem heranfluten-
den Strom des Realismus immer ängstlicher zurück auf ihr
hohes, ideales, trockenes Inselchen, wo sie sich die Füße nicht
naß macht. Der freie Strom flutet vorbei an reichen Ufern, die
er befruchtet, die starre Insel bleibt öde und karg. Aus ihrem
Briefwechsel mit Georg Ebers erkennen wir, daß sie nahe daran
ist, die Archäologie auszuspielen gegen den Realismus. Im
Entzücken über ein Märchen Ebers' äußert sie: „Dies muß bald
neue Auflagen haben, wenn die Menschen nicht vor Realismus
die Empfindung für die Schönheit und die Anmut des Phanta-
stischen verloren haben," und sie klagt: „Ich fühle mich immer 6. 9. 1887
fremder werden in der deutschen Literatur und Kunst und laufe
zuletzt wohl aus Ueberdruß an dem Häßlichen davon." Der

Stich gegen Auerbach und vielleicht auch gegen Keller ist unverkennbar, wenn Fanny Lewald um 1880 den Stand der Literatur beklagt und ihre eigene Stellung festnagelt: „Es ist jetzt ganz unmöglich, auch nur die kleinste Dorfgeschichte zu lesen, ohne daß ein durch Habsucht und Wucher ins Verderben gekommener Mann, eine ruinierte Familie und die damit zusammenhängende Elendigkeit den Kern der Geschichte bilden. Wir haben jetzt die Poesie der habsüchtigen Verlumpung, und ich meine, die Herren alle müssen in die habsüchtigen üblen Unternehmungen selber tiefer als nötig untergetaucht sein, um so davon durchtränkt zu sein, daß gar nichts anderes mehr aus ihnen herauskommt. Und man hat es doch in der Dichtung mit solchen
8. 1. 80 Häßlichkeiten nicht gern zu tun."

So kommt Fanny Lewald über die stoffliche Beurteilung des Realismus nicht hinaus, und verwirft, wie sie es auch mit der Romantik und dem jungen Deutschland getan, die ganze Richtung überhaupt in Bausch und Bogen. Was sie daran häßlich und niedrig nennt, bezeichnet sie in mildern Augenblicken als genrehaft und koloristisch. Sie ist aber durchaus der Meinung, daß dieses Genrehafte ihr die große historische Linie verderben würde, und daß das vielfarbig Ausgestaltete unbedingt früher veralten müsse, als der „stilisierte, klassisch-historisch gehaltene" Roman Goethes, an den sie sich halte.

Ihr nachklassisch angehauchter epigonenhafter Schönheitsbegriff verwarf mit den realistischen Auswüchsen zugleich die andere Seite des Realismus, die Freude am goldenen Ueberfluß der Welt; wie sie ja auch an Goethe selbst nicht wahrgenommen oder nicht verstanden hatte, was Gottfried Keller, der andere große Realist, ihn so knapp und umfassend sagen läßt: „Froh und lehrreich war die Erde!"

Fanny Lewald sah sie nur lehrreich, oder vielmehr lehrhaft. Sie, die zeitlebens sich von Vorurteilen frei erklärt hat, die in Wort und Schrift dem Neuen und dem Fortschritt huldigte,

spann sich auf künstlerischem Gebiete ein in die Fäden einer traditionellen Manier, die aus mißverstandenem Klassizismus und kraftlosem Epigonentum zusammengedreht waren, so daß mit Recht von ihr gesagt wurde, ihre Uhr sei schon 1850 stillgestanden. Sie wehrte sich umsonst gegen den neuen Zug, und es half ihr nichts, daß sie sich zu ihren alten gleichgesinnten Freunden wandte, deren Uhren schon ebenso lange stehengeblieben waren, und bei ihnen nur den wirkungslosen Widerhall der eigenen Klage vernahm. Schon ihr Tagebuch vom Jahre 1873 weist die Prophetie auf: „Kehren wir nicht in aller Kunst von dem falschen, rohen Realismus zur Verklärung desselben in das Ideal zurück, so beschwören wir die Barbarei herauf und reißen die geistige Schutzwehr nieder, hinter welcher wir uns immer wieder neu auferbauen können und müssen, um dem heranflutenden Pöbel und seiner materialistischen Roheit in uns eine Macht entgegenzustellen." 17. 11.

Am 7. Februar 1889 hatte Fanny Lewald an Carl Alexander v. Sachsen-Weimar geschrieben: „Ich habe über den unseligen Einfluß der Unsittlichkeit auf der Bühne und im Roman, — gegen Ibsen, der mir ein Grauen ist, — unsäglich viel auf dem Herzen, aber ich kann nicht weiter." Und Carl Alexander antwortete ihr darauf: „Daß Sie die Absicht hegen, Ihre hohen Gaben aufs neue gegen Geschmacksverirrung und Verderben richten zu wollen, die durch Romane wie Bühne verbreitet werden, begrüße ich mit wahrer Freude, zunächst als einen Beweis, und zwar den besten, Ihrer wiederkehrenden Gesundheit, und sodann, weil es eine Tat sein wird, die nur gute Früchte bringen kann. Gut gewählt ist hiezu jedenfalls der Augenblick, denn was man jetzt in der Kunst den Realismus nennt, nimmt Proportionen und Formen an, die furchtbar sind und verdrängt und verdeckt werden die Begriffe der Wahrheit, der Schönheit, der Pflicht." Carl Alexander täuschte sich in bezug auf Fanny Lewalds Genesung. Es wurde ihr Todesjahr. Dieser „verderb-

liche Realismus", dessen Grenzen von Fanny Lewald allzuweit gezogen worden waren, konnte von ihr nicht beschnitten werden, er hat seine Auswüchse von selbst abgestoßen. Epigonen ist die Hand nicht gegeben, sie zu beseitigen, Epigonen, die ihre eigenen blutlosen Werke mit den Begriffen von Wahrheit, Schönheit, Pflicht, der nüchternen Verbürgerlichung des klassischen Wahren, Guten, Schönen, ausstatten.

Das sind die namhaften Gestalten und Bewegungen der Literatur, zu denen Fanny Lewald eine ausgesprochene Stellung einnahm. Ihr Urteil in literarischen Dingen war in den seltensten Fällen ganz zutreffend, das günstige, wie das vernichtende; und dieses letztern ist nicht wenig, denn Fanny Lewald zeigt eine Intoleranz in literarischen Sachen, die zu ihrer Tendenz und ihrem Glaubensbekenntnis in keinem Verhältnis steht. So kann es als ungewollter und unbewußter Tadel gelten, was Marie v. Ebner-Eschenbach, die sich in einem Briefe bescheiden und ehrfürchtig an die ältere Schriftstellerin wendet, ausspricht: „Ich weiß, wie die Fehler der Weltleute und die Fehler der Kunstjünger entstehen, wie soll ich verdammen, was ich werden und mit unerbittlicher Notwendigkeit wachsen und sich entwickeln sah?"
17. 5. 80

In ihrem eigenen Zirkel war dagegen Fanny Lewald, und das ist die Koterie, die in der Literatur so unsympathisch hervortritt, allerdings ausbündig nachsichtig. Die ephemeren Größen der Montagabende haben aber ihr Urteil durch ihr Verschwinden zum größten Teile selbst widerlegt. Fanny Lewalds literarische Zirkel nehmen eine unrühmliche Stelle ein in der deutschen Literaturgeschichte. Und wenn wir uns heute mehr darüber verwundern, daß sie in ihrer Zeit ein so großes Ansehen als Dichterin genoß, als darüber, daß sie heute völlig vergessen ist, so finden wir die teilweise Erklärung darin, daß sie ihren Ruhm eben selbst fabrizierte. Gottfried Keller, der ihre Zirkel aus eigener Anschauung kannte, hat nicht nur in dem Sichzurschaustellen

von Viggi und Kätter in den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ das unfeine literarische Treiben von Stahr und Fanny auf ewige Zeit mit heiterm Spott gegeißelt und im Apotheker von Chamounix das „vierbeinige zweigeschlechtige Tintentier“ auch im Tintenmeere stationiert:

Manchmal jagten sie zu Scharen
Hinter einem einz'gen fetten,
Rundgeschwollnen Tintenmolche,
Oder zausten einen magern,

sondern er hat sich darüber auch in Briefen beklagt und mit feinem satirischem Blick ihre Art gezeichnet. Auch Eduard Hanslick bezeugt in seinen Erinnerungen (Aus meinem Leben, Deutsche Rundschau 77, S. 226) von dem Stahr-Lewaldschen Ehepaare, das ihm keinen sympathischen Eindruck machte: „Sie bewunderten einander gegenseitig und außerdem jedes auch sich selbst auf eigene Rechnung“, was beider Briefwechsel bestätigt. Der Weihrauch, der beiden aber auch von außen gespendet wurde, weckte in Fanny Lewald, deren Selbstvertrauen ohnehin nie wankend war, die kühnsten Erwartungen: „Die Zeit wird kommen,“ schreibt sie an Alwin, „die mein und Vaters Leben und Tun in seiner Reinheit und Würdigkeit auch in der Masse feststellen wird, und sie ist im Grunde schon lange gekommen. Die Besten der Nation nennen uns mit Stolz ihre Freunde, die Nation zählt uns zu ihren ersten Schriftstellern, nie hat eine Hand gewagt, uns als Charaktere anzutasten, und wir sind unabhängig ganz und gar.“ 9. 1. 1859

Daß es den bedeutendern Köpfen ihres Salons mit ihrer Anbetung nicht immer ganz ernst sein konnte, und daß sie gelegentlich die Rolle der zuschauenden Seldwyler übernahmen, denen das „ein gefundenes Fressen“ war, ist leicht verständlich. Dafür zeugt auch eine Notiz Lassalles an Herwegh vom 10. Oktober 1861: „Wenn wir Stahr telegraphierten“ — es handelt sich

offenbar um Fanny Lewalds fünfzigsten Geburtstag — „so geschah es, um uns über ihn lustig zu machen. Drei ihm unbekannte Personen hatten den Kollektivgruß unterschrieben, der ihm und Fanny das Gefühl ihrer welthistorischen Berühmtheit geben sollte." Auch Stahr fühlte sich wohl in reger Geselligkeit, wo er sich als Mittelpunkt mit Fanny Lewald fand. Sie sagt später von ihm aus, und es berührt uns fast ein wenig komisch, wenn wir der verschiedenen Schilderungen der Gesellschaften denken: „Nie, solange ich ihn kannte, habe ich Adolf über eine Gesellschaft klagen hören. Er unterhielt sich überall, weil er in jeder Gesellschaft anzuregen, überall etwas zu geben hatte — und daß wir je mit dem Gefühl der Langeweile von irgendwoher nach Hause gekommen wären, solange wir zusammen waren, erinnere ich mich nicht."

Wie den literarischen Eintagsfliegen erging es aber auch dem zumeist bewunderten und vergrößerten Adolf Stahr, dem Fanny Lewald nicht nur ungemessene kritiklose Bewunderung als Kunst- und Literarhistoriker zollt, sondern ihn sogar einmal „einen der größten Lyriker der Zeit" nennt, und des Glaubens lebt, die deutsche Nation werde auch ihm das verdiente Denkmal setzen. So schrieb sie ein Jahr nach seinem Tode an Alwin: „Ich würde glauben, Vaters Ehre zu nahe zu treten und sein Recht zu kränken, wenn w i r — um bürgerlicher Gewohnheit und bürgerlichem Herkommen zu folgen, gegen die niemand gleichgültiger war, als eben er — ihm ein Denkmal errichteten, das ihm die Nation schuldig ist, und das sie ihm früher oder später errichten wird." Obwohl sie ihm also aus dieser Erwägung heraus fürs erste keinen Grabstein setzen läßt, wurde ihm das Denkmal nicht zuteil, und, was schlimmer ist, sein Andenken selbst erlosch ganz und gar. Denn er hatte schon zu seinen Lebzeiten der Wissenschaft nichts Neues gegeben, sondern nur das Alte, wie im Salon mündlich, so in seinen Büchern gedruckt,

3. 7. 1877

einem weitern Kreise wohl präpariert und leichtverdaulich dargeboten.

Fanny Lewalds eigene literarische Bedeutung endlich geht nicht über den ideellen Gehalt, soweit dieser ihr originell, hinaus. Literarisches Aufsehen hat sie nur gemacht mit der Satire „Diogena", die gegen der Gräfin Hahn-Hahn soziale Grundsätze und literarische Mache gerichtet waren und deren Ansehen tatsächlich ins Wanken brachten. Ihre Spuren sind nur geblieben in der Sorte Romane, die auch heute noch nicht ausgestorben ist, und nie aussterben wird, die weiterhin zur Literatur zu rechnen man sich aber hüten wird. Soviel Aufsehen aber seinerzeit von der Satire gemacht wurde, so ist doch sie nicht minder als die übrigen Romane der Lewald, und nicht minder als die Werke der Gegnerin, der Vergessenheit anheimgefallen. Es war ein Stück Tagesliteratur, eine bloße Parodie, keine ins künstlerisch Allgemeine erhobene Satire, wie die unvergänglichen Satiren der Weltliteratur.

Dichterische Eigenart hat Fanny Lewald keine besessen, und wenn je Ansätze dazu vorhanden waren, so hat die Vielschreiberei sie vorzeitig erstickt. Die Ueberproduktion, die Gottfried Keller schon im Jahre 1850 hervorhebt: „Ich wünschte sehnlich, daß die Lewald weniger Bücher, aber die wenigen üppiger und voller schreiben würde," nimmt mehr und mehr ihre not- a. Hettner
wendigen Folgen an. Der Stoff ist, so oder so gewendet, immer 29. 5. 50
derselbe, die Motive, mit ihren geringen Variationen, ähneln sich auffallend, Fanny Lewald hat längst nichts Neues mehr zu sagen, und aus Mangel an Künstlerschaft weiß sie auch das Alte nicht mehr neu zu sagen. Und nicht nur tritt uns bei Nennung ihres Namens keine bestimmte Farbe und Gestalt vor Augen, nein, ihr Name selbst ist zu den Toten gelegt. Was Fanny Lewald selbst über den Ruhm, vielleicht vorahnend, äußert: „Solange lebende Zeitgenossen liebend unser gedenken, sind wir a. Heyse
unsterblich", hat sich (so unlogisch es nebenbei ist), für sie be- 28. 7. 1871

währt. Und in diesem Sinne wenigstens wurde auch Stahrs Trostwort, das sie sich so oft vorgesagt, wahr: „Du wirst einmal nicht allein bleiben, denn die Menschen lieben dich und dich trägt die Verehrung der Nation.“ Ihr Alter blieb allerdings nicht ganz frei von einem ahnenden, peinvollen Zweifel: „Und die Träume von Ruhm, von Glück, von Fortdauer in dem Gedächtnis der Nachwelt verblassen auch, so sehr viel Gutes,
Tageb. 5. 4. Ehrendes, Anteilvolles mir gerade jetzt wieder zuteil geworden.“ Vielleicht ist es das Gefühl der künstlerischen Unzulänglichkeit, das aufzutauchen beginnt, die Erkenntnis, daß die dichterische Persönlichkeit einmal streng gesondert von der menschlichen betrachtet werden müsse.

Sie brauchte es aber nicht mehr zu erfahren, wie kurzlebig solch selbstgeschaffner Ruhm ist, und auch die zweifelnden Ahnungen waren nicht von Dauer. Mit Stolz hatte es sie erfüllt, daß Ebers sie noch 1882 die Jüngerin Goethes genannt, mit Stolz erfüllten sie auch die mannigfachen Ovationen, die ihr ob ihrem Lebenswerke, vor allem ob ihrem letzten Romane „Die Familie Darner“ dargebracht wurden. Ob dies auch zum größern Teil von literarisch Unmündigen und Unberufenen geschah — im literarischen Lager hatte sich doch schon der und jener Protest erhoben —, bedeutete ihr wenig. Sie hat den Ruhm an sich immer hochgeschätzt, und im Alter ist er ihr ganz unentbehrlich geworden. In einem Brief an Ebers beklagt sie sich aber doch über das Stillschweigen der Literaten, nachdem sie in Westermanns Monatsheften die Erinnerungen an Heine (die eben nicht neu waren) zusammengestellt hatte: „Denken Sie, nicht Frenzel, nicht Spielhagen, nicht Rodenberg haben mir auch nur e i n Wort über die Arbeit gesagt: parceque je suis femme! Wäre ich einer der Ihren aus der Preß-camaraderie, sie hätten Tusch geblasen. Es wäre, hätte man nicht den warmherzigen Anteil der Lesenden, der mich beglückt, kein dankbarer Posten, eine
12. 8. 1887 Dichterin zu sein inmitten der deutschen Dichter.“

So klammert sie sich denn an das Urteil dieser Lesenden mit aller Macht. Schon 1860 hatte sie einmal an ihren Pflegesohn Alwin geschrieben: „Oberbürgermeister Ziegler und Gymnasialprofessor Seyffert sind entzückt von meinen Memoiren, und S., einer der ersten und gebildetsten Philologen der Monarchie, nennt es geradezu „das Schönste, was überhaupt je in diesem Genre geschrieben". Er vergleicht „diese edle Wahrhaftigkeit mit der zurechtgemachten, patrizischen Aufgesteiftheit Goethes, um meine Memoiren unvergleichlich höherzustellen". Danach ist nichts verwunderlich, als daß man sogar in unsern Schulbüchern noch immer jene Jugendstätte in Frankfurt, und nicht längst die von Königsberg lebendig erhält. Dem ist einigermaßen zur Seite zu stellen ein Urteil über den letzten Roman Fanny Lewalds, das von einem Reichsbankdirektor gefällt wurde: „So groß hat noch kein Dichter die Bedeutung des Handels und des Kaufmannsstandes dargestellt. Was will dagegen Freytags ‚Soll und Haben' mit seinem elenden provinziellen Kleinkram bedeuten!"

Dies Gefallen an Schmeichelei und Lobrednerei führte sogar zu einem Kompromiß mit den proklamierten demokratischen Grundsätzen, wenn Fanny Lewald ihrem Sohne Alwin tadelnd schreibt: „Du unterschätzest die Aristokratie in ihrer Bildung und Bedeutung und mußt mir darin glauben, die seit mehr als einem Menschenalter unter den verschiedensten Bedingungen nahe und vertraute Freunde in der Aristokratie gehabt hat, daß ich einer ähnlichen Urbanität, ähnlicher, freundlicher Neigung, sich dem bessern Wissen, dem größern Können, der Einsicht und dem Talent gefällig, selbst gegen die eigene Meinung unterzuordnen, wie sie mir in der Aristokratie begegnet ist, in der bürgerlichen reichen Gesellschaft nie begegnet bin." 27. 4. 1873

Mit dieser Freude an äußerlichen Gunstbezeugungen hängt es zusammen, wenn Fanny Lewald die ehrenvolle Aufnahme rühmt, die ihr und Stahr auf ihren Reisen überall zuteil

geworden; so schreibt sie glückselig über einen Aufenthalt in
Wien an Alwin: „Ohne daß wir Besuche machten, besuchte uns
alle Welt. In allen Theatern ganze Logen zu unserer Dis-
position. Kurz! so sehr wir an gute Aufnahme gewöhnt sind,
18. 11. 58 hat Wien doch alles vorher Erlebte übertroffen," und sie be-
richtet später aus einem Kuraufenthalt an Alwin und seine
Frau: „Ihr könnt euch kaum denken, wieviel Teilnahme uns
entgegengebracht wird. Gastwirte, Fremde, *jeder* hat meine
2. 9. 73 Romane gelesen, will mir was zuliebe tun." Sie war von hohem
Stolz erfüllt, als sie bei ihrer Rückkehr aus Italien im Jahre
1880 sich auf dem Münchner Bahnhofe von Gregorovius und
von Bekannten aus Rom, Neuyork und Deutschland umgeben
und aufs herzlichste begrüßt fand, und fühlte, wie sie „eine mon-
a. Ad. jun. dane Heimat habe".
22 10. 80 Das nur zu wissen und zu fühlen, genügte ihr aber nicht. Sie
sah sich gern als Mittelpunkt von Feiern, sie flüchtete sich nicht,
wie Gottfried Keller, vor den Ehrungen auf einen Berg hin-
auf, sie fragte nicht erstaunt, wie Louise von François, als sie
das Album der österreichischen Dichter als Geburtstagsgabe er-
hielt: „Bin denn das ich, die sie also feiern? mich, die Ein-
Bettelheim same, Alte, Unbekannte, die Vernunftbille?" „Mein siebzigster
M. v. Ebner-E. Geburtstag", schreibt vielmehr Fanny Lewald ihrem jüngsten
S. 215 Stiefsohn Adolf, „hat mir neunundzwanzig Telegramme aus
allen Teilen Deutschlands und über hundertundzwanzig Briefe
eingetragen. Der Botschafter hat mir einen *königlichen*
Korb voll Blumen geschickt, usw. Was *mich* gefreut hat, war
u. a. ein Brief des Lettevereins, der mir sagte, ich sei die
Urheberin und das Vorbild für das, was die neue Zeit mit der
Fortentwicklung und Selbständigkeit der Frau erstrebt. Und
das Lob zu *verdienen*, bin ich mir bewußt."

Auf diesem Gebiete liegt auch, wie wir gesehen haben, ihre
einzige Bedeutung. Sie bildet eine Stufe der Leiter, die zum
weiblichen Persönlichkeits- und Bildungsideal führen soll. Daß

aber auch diese Bedeutung keine ausschließliche ist, mag die Skizzierung der Entwicklung des Emanzipationsgedankens gezeigt haben. Sie hätte wohl, auf so solider Basis fußend, noch eine Stufe höher bauen dürfen.

Daß aber die Kunst über sie hinweg den freien Flug zur Unsterblichkeit nimmt, darüber muß sie sich trösten. Es herrschen in ihr ähnliche Gesetze, wie im christlichen Gleichnis: wer hienieden schon im vollen Genusse des Ruhmes war, der hat wahrlich seinen Lohn dahin. Und es ist nur gerecht, daß auch Fanny Lewald ihrem so oft verkündeten Wandlungsgedanken sich füge: Stehe auf, daß ich mich setze!

Bibliographie

Die Ausgaben, nach denen zitiert wird, sind mit * bezeichnet.
Wo nichts besonderes bemerkt ist, gilt das Entstehungsjahr für das Jahr des Erscheinens.

A. Die Werke

I. Gedrucktes

Entstehungsjahr		Jahr des Erscheinens
1834	Das Märchen von Frau Balle. Neue Königsberger Zeitung	1843
1840	Modernes Märchen. (anon.) Europa v. Aug. Lewald	1841
1841	Der Stellvertreter, Novellette. (anon.) Europa	1841
	Clementine, Roman. (anon.) Brockhaus	1843
1842	Jenny, Roman. (anon.) Brockhaus	1843
1843	Der Weihnachtsabend, Vision. (anon.) Europa	1843
	Ueber die Lage der weiblichen Dienstboten. Zeitschrift des Kriminalrats Richter in Königsberg (anon.)	1843
	Briefe über Mädchenerziehung von einer alten Tante.	
	Lebensskizze des Ministers v. Schön. Volksbote	1844
1844	Der dritte Stand, Novelle. Genealog. Berliner Kalender	1845
	*Der dritte Stand. Ein armes Mädchen. Berlin	1862
	Gräfin Marie, Skizze. Europa	1844
	Berliner Briefe. Europa	1844
	Eine Lebensfrage, Roman. Brockhaus	1845
	Der Kunstteufel, Novellette. Grenzboten	1844
1845	Reiseskizzen aus nächster Nähe	
	Ein armes Mädchen, Novelle. Urania v. Brockhaus	1846
1846	Italienisches Bilderbuch. 2 Bde. Al. Duncker	1847
	*Diogena. Brockhaus	1847
1847	Der Domherr, Novelle. Vergißmeinnicht (Herbig)	1848
	Ueber die Ehe zwischen Christen und Juden. Grenzboten	1848
1848	*Prinz Louis Ferdinand. 3 Bde. Breslau	1849
	*Erinnerungen aus dem Jahr 1848. 2 Bde. Vieweg	1850
1849	*Liebesbriefe, Roman. Braunschweig, Vieweg	1850
	Berliner Briefe. Morgenblatt	1849
	Der Kultus des Genius, Kritik. Blätter f. lit. Unterhaltung	1849
1850	*Auf roter Erde. Leipzig	1850

Entstehungsjahr		Jahr des Erscheinens
	*Dünen- und Berggeschichten. 2 Bde. Braunschweig	1851
1851	England und Schottland. 2 Bde. Braunschweig	1851
	Der Nebel baut Nesterchen.	
	Das Porträt. } Höfers Hausblätter	1855
	Maria Stuarts Leben.	
1853	Die Wandlungen	1853
	Die Tante, Erzählungen. Hausblätter, Köln. Zeitung	1854
	Kein Haus, dann *Deutsche Lebensbilder	1856
1854	Die Hausgenossen. Köln. Zeitung	
	Das große Los, Erzählung. Deutsche Lebensbilder	1856
	Adele, Roman. Vieweg, Braunschweig	1855
	Ein Schwarzkünstler. (Karl Fröhlich) Nat., Köln. Bremer Zeitg.	
1855	*Die Kammerjungfer, Roman. 2 Bde. Vieweg	1856
1856	*Schloß Tannenburg, Roman. (Neue Romane), Berlin	1856–1864
1856	Die Reisegefährten, Roman. 2 Bde. Guttentag	1857
	" " " Berlin	1858
1857	Der Seehof, Novelle. Köln. Zeitung. *Neue Romane	1857
	Eine stille Natur, Novelle (Emilie). *Neue Romane. Hausblätter	1857
1858	Das Mädchen von Hela, Roman. 2 Bde. Köln. Zeitung	1858
	* " " " " " 3 Tle. Berlin	1860
	Graf Joachim, Roman. Zeitung f. Norddeutschland	
	* " " " Berlin. (Neue Romane)	1856–1864
	Erinnerungen an Johanna Kinkel. Nationalzeitung	1858
	Bitte um Oeffnung der Museen am Sonntag. Nationalzeitung	1858
1858	Adolf Stahrs Lebensskizze für die Europa. Heft 9	
	Joh. Jacobys Lebensskizze für die Europa	
	*Meine Lebensgeschichte. 1. Bd.	1861
	Das Friedrichsdenkmal. Nationalzeitung	
	Fünf Briefe an meine Freunde. Hausblätter	
	*Neue Romane. (Seehof, Tannenburg, Emilie, Joachim)	1856–1864
1860	Erinnerungen an Schröder-Devrient. Nationalzeitung	
	6., 7., 8. Brief an meine Freunde. Hausblätter	
	Eine alte Firma, Erzählung. Stuttgart, Freya	
	Mamsell Philippinens Philipp, Erzählung. Berlin	
	* " " " Neue Romane, Berlin	1856–64
1861	Berliner Kinder, Erzählung	
	*2. und 3. Bd. d. Lebensgeschichte. Janke, Berlin	1861
1862	Der Letzte seines Stammes. Gartenlaube	

Entstehungsjahr		Jahr des Erscheinens
	*Der Letzte seines Stammes. Neue Romane, Berlin	1856–64
1862	Von Geschlecht zu Geschlecht, Roman. Köln. Zeitung	
	* „ „ „ „ 3 Bde. Abteilung I. Der Freiherr, Berlin	1864
	* „ „ „ „ 5 Bde. Abteilung II. Der Emporkömmling, Berlin	1866
	Das Mädchen von Oyas, *Erzählungen. 2 Bde. Berlin	1866
	Ein Schiff aus Cuba, *Erzählungen. 2 Bde. Berlin	1866
1863	Osterbriefe für die Frauen. Nationalzeitung, später Janke	1863
	* „ „ „ „ Berlin	1863
	Flandrische Briefe. Jankes Wochenschrift	
	Vornehme Welt. Jll. bei Grote	1863
1865	Die Dilettanten, Erzählung bei Grote. Jll. Ueber Land und Meer	
	Meine Lebensgeschichte. 7. Bd. Janke, Berlin	
	*Erzählungen. (Dilettanten, Mädchen von Oyas, Jasch, Vornehme Welt) Berlin	1866
	Ein Feldzug in Freuden und Leiden. Nationalzeitung, Köln. Zeitg.	
1868	Römische Briefe. 1–6. Köln. Zeitung	
	Die Gewerbeschulen für Frauen. 6 Briefe. Westermann	
	*Sommer und Winter am Genfersee. Janke, Berlin	1869
1869	Pflegeeltern. Köln. Zeitung	
	Das Makartsche Bild. Köln. Zeitung	
	Briefe aus der Heimat. 20 Briefe	
1869	Für und wider die Frauen. Berlin	1870
	Die Unzertrennlichen. Schönleins Familienjournal	
	* „ „ Pflegeeltern, Berlin	1871
	Neue Erzählungen (mit Pflegeeltern). Janke	1871
1870	Die Teebuden. Nationalzeitung	
	Nach Berlin! Janke, dem Bazar für die Obdachlosen	
	Die politische Emanzipation der Frauen. Westl. Post, St. Louis und Westermann	
	Meistersinger im Opernhause zu Berlin. Westl. Post	
	Ein Freund in der Not	
	Acht größere Briefe während des Krieges. Westl. Post und New Yorker Staatszeitung	
	Rückblicke auf Frankreich. Salon	
	Erinnerungen, Entwicklung der polit. Ereignisse in Italien	
1871	Und was nun? Für den Frauenanwalt	

Entstehungsjahr		Jahr des Erscheinens
	Die Erlöserin, Roman. Deutsche Zeitung in Wien	
	* „ „ „ 3 Bde. Berlin	1873
1873	Benedikt, Roman. Deutsche Zeitung in Wien	
	* „ „ 2 Tle. Berlin	1874
1874	Aus der Künstlerwelt. I. Benvenuto. Romanztg., Deutsche Rundsch.	
	* „ „ „ „ „ 2 Bde. Berlin	1876
	Ueber das Alter. Deutsche Rundschau	
1875	Zur Volkserziehung, 4 Briefe. Steffens Volkskalender	
1876	Die Stimme des Blutes. Westermann	
	Maritna. Westermann	
	* „ (Neue Novellen: Martina, Die Stimme des Blutes, Ein Freund in der Not, Berlin)	1877
1877	Briefe aus der Heimat in die Heimat. Köln. Zeitung	
1878	Zum Zeitvertreib, Erzählung. Ueber Land und Meer	
	Römische Briefe. Westermann	
	Der neugierige Robby, Märchen. Grote, Müller	
	Briefe in die Heimat. Köln. Zeitung	
1879	Aus der Künstlerwelt: II. Helmar. Ueber Land und Meer	
	* „ „ „ „ „ Roman. Berlin	1880
	Briefe aus den Jahren 1877, 1878. Berlin	1880
	10 Briefe v. Heiligen Damm und Kopenhagen. Köln. Zeitung	
	Das Märchen vom Magnetberg. Nationalzeitung	
	*Dr. Melchior. Westermann	
1880	Vater und Sohn, Novelle. Ueber Land und Meer	
1881	Röm. Briefe. Westermann	
	Briefe aus Sorrent. Nationalzeitung	
	Treue Liebe, Erzählung. Ueber Land und Meer	
	* „ „ „ Minden, Dresden	1883
	Vom Sund zum Posilipp. (Neue Reisebriefe)	
1882	Stella, Roman. Hallbergers Romanzeitung	
	Im Abendrot. Kaleidoskop. Erzähl. in Briefen. Ueber Land u. Meer	
	* „ „ „ „ „ „ Dresden	1885
1883	Der Bazar für das Lehrerinnenstift. Nationalzeitung	
	Modische Wohnungen. 4 Artikel. Nationalzeitung	
	Aufruf für das zerstörte Ischia. Ragazer Badeblatt	
1884	Im Herbst von 1858, Erinnerungen an Gustav Richter. Nationalztg.	
	Erinnerungen an Hortense Cornu. Westermann	
1886	Die Familie Darner, Roman. Hallbergers Romanzeitung	

Entstehungsjahr		Jahr des Erscheinens
	*Die Familie Darner, Roman. 3 Bde. Berlin	1887
	Reiche Bettler. Feuilleton der Nationalzeitung	
	Nachschrift hierzu	
1886	Erinnerungen an Heine. Westermann	
1887	Erinnerungen an Liszt. Deutsche Rundschau	
	Erinnerungen an Pückler. Glasers Monatsschrift	
	Erinnerungen an Lamormais	
	Josias, Erzählung. Gartenlaube	
	„ „ Kröner	
1888	12 Bilder nach dem Leben. Janke, Berlin	1888
1897	Lebenserinnerungen v. Fanny Lewald. Neues Leben, Neues Lieben	
	Das Buch Adolf. Westermanns Monatshefte	

II. Ungedrucktes aus dem handschriftlichen Nachlaß

1.) Briefwechsel zwischen Fanny Lewald und Adolf Stahr, 1846–1852
2.) Tagebuch, von Fanny Lewald mit Adolf Stahr gemeinsam geführt, über die Jahre 1847–1876; von F. L. allein 1884–1889
3.) Gefühltes und Gedachtes, Tagebuch Fanny Lewalds, für den Druck vorbereitet. (Auswahl daraus v. Ludwig Geiger herausgegeb., Dresden 1900)
4.) Briefe Fanny Lewalds an Alwin Stahr von 1852–1879
5.) Briefe Fanny Lewalds an Adolf Stahr junior, von 1880–1889
6.) Briefwechsel Fanny Lewalds mit Paul Heyse (1920 herausgegeb. in der Deutschen Rundschau, von Rudolf Göhler)
7.) Briefwechsel Fanny Lewalds mit August Lewald, Georg Ebers u. a.
8.) Mappe aus dem Nachlaß: Bittbriefe von Frauen
9.) Plan zu den „Wandlungen“

B. Literatur

Anonym: Der Gatte Fanny Lewalds. Deutsche Dichtung. Bd. 35. Herausgegeb. von K. E. Franzos, Stuttgart
Anonym: Fanny Lewalds Verhältnis zu Stahr. Deutsche Dichtung. Bd. 28
Anonym: Fanny Lewalds Selbstbekenntnis. Deutsche Dichtung. Bd. 28
Bartels, Ad.: Deutsches Schrifttum III. Betrachtungen und Bemerkungen. Fanny Lewald und Heinrich Heine, Weimar 1917

Bartels, Ad.: Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 06
Berdrow, Otto: Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart 1902
Bettelheim, Anton: Marie v. Ebner-Eschenbach. Biogr. Blätter. Berlin 1900
Bölte, Amely: Neue Mitteilungen über Fanny Lewald. (Das Magazin für Literatur. Herausgegeb. v. Fritz Mauthner und Otto Neumann. 60. Jahrg. Berlin 1891, Nr. 48, 28. Nov. 1891, S. 756/59
Brandes, Georg: Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrh. Frankfurt a. M. 1901, S. 475
Brümmer, Franz: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. IV. Band. Leipzig 1904
Cauer, Minna: Die Frau im 19. Jahrhundert. Berlin 1898
Ermatinger, Emil: Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher. Stuttgart und Berlin 1919
Fränkel, Jonas: Nachtrag zur Biographie Fanny Lewalds von Henriette Goldschmitt. Allg. Deutsche Biographie 52, 769
Frenzel, Karl: Erinnerungen und Strömungen. Bd. I der gesammelten Werke. Leipzig 1890
Fröbel, Julius: Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. Stuttgart 1890
Geiger, Ludwig: Aus Stahrs Nachlaß. Oldenburg 1903
Geiger, Ludwig: Briefe von Joh. Jacoby an Fanny Lewald. Mitgeteilt in der Frankfurter Zeitung, 25.–26. Aug. 1903
Geiger, Ludwig: Dichter und Frauen. Vorträge u. Abhandlungen. Berlin 1896
Geiger, Ludwig: Gefühltes und Gedachtes. Tagebuch Fanny Lewalds von 1838/88. Herausgegeben von L. Geiger. Dresden 1900
Geiger, Ludwig: Vergessene satirische Romane des XIX. Jahrhunderts. Zeitschrift für Bücherfreunde. 7. Jahrgang. S. 367
Glaser, Adolf: Adolf Stahr. Westermanns Monatshefte 1876/77, S. 524 ff.
Göhler, Rudolf: Fanny Lewald. Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt, Nr. 12, 20. 3. 1911
Göhler, Rudolf: Fanny Lewald und Dresden. Erinnerungen zu ihrem 100. Geburtstag. Dresdener Anzeiger, Sonntagsbeilage Nr. 13, 1911
Göhler, Rudolf: Emil Palleskes Beziehungen zu Adolf Stahr und Fanny Lewald. Deutsche Rundschau, Dez. 1911
Goldschmidt, Henriette: Fanny Lewald-Stahr. Allg. Deutsche Biogr. 35, 406
Gutzkow, Karl: Zur Philosophie der Geschichte. Hamburg 1836
Hanslick, Eduard: Aus meinem Leben. Deutsche Rundschau 77, S. 226
Hauser: Weltgeschichte der Literatur II. Leipzig und Wien 1910
Jacoby, Joh.: Heinrich Simon, ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Berlin 1865

Jansen, Günther: Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar in seinen Briefen an Fanny Lewald. Deutsche Rundschau 1903/04, S. 35 ff.
Kummer, Friedr.: Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Dresden 1909
Lassalle, Ferd.: Briefe an Stahr und Fanny Lewald. Deutsche Rundschau 36[4]
Menzel, W.: Die Deutsche Literatur IV. Stuttgart 1828
Meyer, R. M.: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts I. 4. Auflage. Br. 1912
Mielke, Helmuth: Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. 4. Auflage. Dresden 1912
Moleschott, Jakob: Für meine Freunde. Jugenderinnerungen. Gießen 1894
Pietsch, L.: Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den 50er Jahren. Berlin 1893
Prutz, Robert: Die deutsche Literatur der Gegenwart. Berlin 1893, 1848/58. L. 1859
Riemann, Robert: Das 19. Jahrhundert der deutschen Literatur. 2. Auflage. L. 1912
Spiero, Heinrich: Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800. Aus Natur und Geisteswelt N. 390, L. 1913
Sternberg, Graf Alexander: Erinnerungsblätter. Berlin 1855/58
Treitschke, Heinr. v.: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. V. Bd. Leipzig 1894
Wackernagel: Geschichte der deutschen Literatur II. Basel 1894
Wehl, Feodor: Zeit und Menschen. Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1863–1884. Altona 1889
Ziegler, Theobald: Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Berlin 1911


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01467 8554

